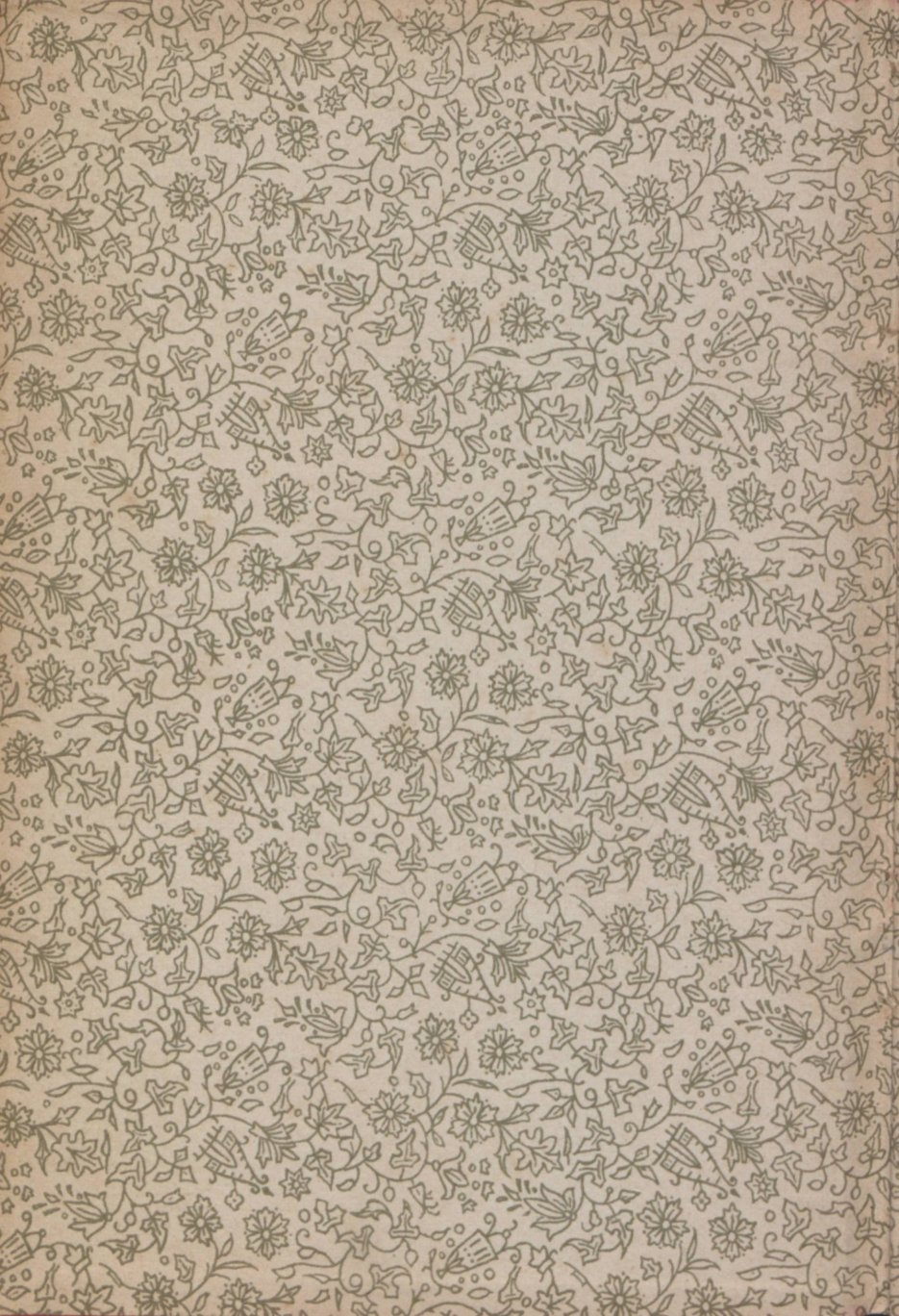


IRRLICHTER

E. HEYDOCK







3 - (PFA 1089)

SOP VA

Irrlichter.

Eine dramatische Novelle

von

Edgar Hendock.

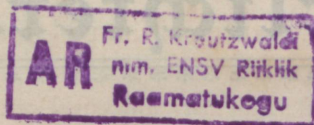


Jellin — Livland.

Commissionsverlag G. Schürmann.

1903.

Ar 903
Heydock



56306

Alle Rechte vorbehalten.

Дозволено Цензурою. — Юрьев, 25 Сентября 1903.

Druck von H. Saakmann's Buch- und Steinruderei in Jurjew (Dorpat).

An drei aufmerksame Leser.

Hiermit erlaube ich mir, um ein Vorwort nicht zu versäumen, anzuführen drei Sprüche vom vornehmsten Fürsten der Dichter.

Zum ersten — die Mode verspottend:

„Kannst du nicht allen gefallen durch deine Tat und dein Kunstwerk, mach es wenigen recht; vielen gefallen ist schlimm.“

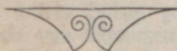
Den Trost, wer zu raten versteht, mög' er lesen zwischen den Zeilen:

„Jeden anderen Meister erkennt man an dem, was er ausspricht; was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils.“

Zum dritten — die Richter der Kunst wag' ich um Tadel zu bitten:

„Frei von Tadel zu sein, ist der niedrigste Grad und der höchste; denn nur die Ohnmacht führt oder die Größe dazu.“

Der Verfasser — ein Gymnasiast.



„Sie sind der Spiegel und die abgekürzte Chronik des Zeitalters,“
sagt Hamlet von den Schauspielern, und weiter: „Es wäre Euch besser,
nach dem Tode eine schlechte Grabschrift zu haben, als üble Nachrede
von ihnen, so lange ihr lebt.“

Menschen,

die es sind und auch solche, die es sein wollen.

Alfred Blumental, als Schauspieler und Novellist bekannt unter
dem Künstlernamen und Pseudonym **Theognost Pannosius**’.

Daß sie die Perle trägt, das macht die Muschel krank.

Graf Johann Leopold von und zu Leutenberg, k. k. Offizier.

Ihr wißt, daß ich kein großes Licht bin —

Hildegard von der Bellen, eine Livländerin, seine Cousine.

Ich kaufe mein Glück um hohen Preis, wenn ich seinen
vollen Wert erkannt habe. Scheinglück mit gutem Glauben
verbunden macht auch glücklich, glücklich so lange, als bis der
Schein nicht verblaßt ist.

August von der Bellen, Hildes Bruder.

Unser sind Legion.

Rosa Benedetti, Schauspielerin.

Können wir keine Engel sein, so wollen wir es wenigstens
versuchen Menschen zu sein.

Adam, deren Samulus.

Ein ‚altes Kamel‘, ein ‚himmlischer Lump‘, eine ‚grundgute
Seele‘ und ein ‚goldenes Herz‘.

Dr. Walter, Gymnasiallehrer.

Ehret das Alter — und nicht minder das Alte.

Gimpel, Gymnast und Dichterling, ähnlich dem Verfasser dieser
Novelle.

Besonders solchen jungen Leuten liebt die Muse den Kopf
zu verdrehen.

Karissa Holzig, ein bejahrtes, aber leider noch nie begehrtes Mädchen.
Einen Roman schreiben, ist leichter, als einen Roman erleben.

Gimpel und Fräulein Holzig gehören leider zu der be-
dauernswerten Sorte von Menschen, welche ihr Auftreten nur
dadurch motivieren können, daß sie eben da sind, wo sie eigent-
lich nicht nötig wären.

von Prischwitz, k. k. Offizier.

Freiherr von Zaundorf, alter Suitier.

Wir sind die eifrigsten Jünger der ‚moralischen Entsetzungskur‘.

Josepha Stainer,

Maria Stiddel,

Venerl, Josephas jüngere Schwester,

Bärbel Schwarzhofer, genannt ‚Kanarienvogel‘,

} Wiener
Chansonnièren.

Wie süß ist die Lust, wie heiter das Glück —

Uns hält nur die Armut vom Leben zurück —

So denkt ihr, ihr Falter der Nacht.

Ein Bedienter im Hause des Grafen Leutenberg.

Je weniger du sprichst, um soviel klüger wirst du in den Augen vieler gelten.

Der Zimmerwärter Blumentals.

Und wenn der Herr auf Reisen geht, so weiß ich, was ich tu —

Ein Diener des Grafen Palffy-Szegedin.

Der Herr spricht für den Knecht:

„Ich bin ein Mann von Ehre, habe standesgemäße Schulden — was habe ich noch?“

Ein Kellner im café-chantant.

Ich bin ein höflicher Mensch, doch richtet sich meine Höflichkeit nach den Trinkgeldern.

Ein Lohndiener.

Au der blauen Donau liegt mei Heimatland —

Hab' es freilich nimmer ordentli gekannt —

Weil i halt nie einen klaren Kopp gehabt.

Phantasiestalten.

Wahrheit,

Lüge,

Hoffnung,

} die drei Töchter der großen Weltseele.

Ort der Handlung: Wien. Das erste, dritte und letzte Kapitel in der Wohnung des Schauspielers Blumental-Pannosius, das zweite in einem café-chantant und das vierte Kapitel im Hause des Grafen Leutenberg.

Zeit der Handlung: Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts, wo in der modernen deutschen Litteratur nicht wenig Irrlichter geflackert haben.

„Willst Du, mein Freund, die erhabenste
Höhe der Weisheit erfliegen,
Wag es auf die Gefahr, daß dich die
Klugheit verlacht.
Die Kurzsichtige sieht nur das Ufer, das
dir zurückflieht,
Jenes nicht, wo dereinst landet dein mutiger
Flug.“

Erstes Kapitel.

In der Wohnung des Künstlers Blumental-Pannosius.

Erste Scene.

Pannosius allein.

Pannosius lesend. „Man weiß die Bedeutung von
Namen wohl zu schätzen, und hat mehr als einmal versucht,
fremden Nationalitäten mit dem Namen auch die Seele
zu rauben. Wir aber glauben nicht, daß dieser Frevel
an Altar und Recht hingehen wird, ohne Folgen zu tragen,
und wenn auch die gegenwärtige Generation mit Jammer
in die Grube fährt, vielleicht findet sie einen Trost in dem
Spruch, der auch dem großen Kurfürsten über schwere
Tage hinweghalf:

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.“

(Aus unseren Gebeinen soll ein Rächer erstehen).

Zweite Scene.

Pannosius. Der Zimmerwärter.

Pannosius ärgerlich. Ich wünsche nicht gestört zu
werden. Was ist's?

Der Zimmerwärter. Briefe und Zeitungen vor ihn auf den Tisch
legend. Ich dachte — verzeihn S', gnäd'ger Herr — es
könnten wichtige Briefe d'runter sein — und dann wären
S' wieder nicht zufrieden gewesen entfernt sich wieder.

Pannosius. Wichtige Briefe? Er sieht die Briefe flüchtig durch und legt sie dann schwer seufzend zur Seite. Es könnte aber trotzdem noch möglich sein.

Leutenberg tritt ein.

Dritte Scene.

Pannosius. Leutenberg.

Pannosius nervös zusammenzuckend. Ah, Leutenberg, sei mir gegrüßt.

Leutenberg. Störe ich?

Pannosius. Bitte, durchaus nicht —

Leutenberg. Darf ich wissen, womit du dich dort wieder abplagst? Wohl die verdammten Zukunftsvisionen? Blindet sich eine Zigarette an. Hör mal, hast du nichts vorzulesen? He — so was Hausgebackenes, wie der Herostat — Gott hab' ihn selig. Frisch von der Quelle schmeckt's am besten.

Pannosius. Außer den Zukunftsvisionen, die dich wohl wenig interessieren können, habe ich garnichts mehr. Den Herostat kannst du morgen hören.

Leutenberg. Schade. Ja, ja, — ja, ja aber weißt du? Könntest dich doch zur Abwechslung einmal in einer anderen Branche erproben? Bloß zur Abwechslung, meine ich, nicht?

Pannosius. Bene. Und was würde es sein müssen?

Leutenberg. Nun, ja — so etwas total Hochmodernes. Ich sprach noch kürzlich darüber mit dir. Ein Sujetchen aus dem verfehlten Alltagsleben, was dramatisches, socialistisch angehaucht, antiklerikal. Nun, ein tief-melancholisches Lied einer verfehlten Existenz auf der Bretterbühne in allen Tonarten der Seelenqual absingen zu hören, — es muß sich einfach großartig, kolossal, ergreifend, erschütternd machen. Was meinst du zu dieser Idee?

Pannosius. Wenn du mir das nötige Material beschaffen würdest, vielleicht — doch woher hast du diesen gescheiten Einfall?

Leutenberg pfeifig lächelnd. Du hast es also gemerkt, daß er nicht von mir herrührt? Der Vorschlag — ja, ja — ja, offen gestanden — eine junge Dame, eine weitläufige Verwandte von mir, die sich ganz besonders für dich zu interessieren scheint, erteilte mir den Auftrag — nun, so unter anderem — dir einen zarten Wink zu geben.

Pannosius scherzend. Schon gut, schon gut, lieber Leutenberg. Spiel nicht die Judasrolle zu mir, schließlich rufft du noch Mißtrauen in mir wach.

Leutenberg treuherzig. Aber, Bester — bin total —

Pannosius. Schon gut, für's erste setze ich noch blindes Vertrauen in deine guten Eigenschaften als Vertrauensmensch. Doch lassen wir dieses weibliche Thema fallen. Ich habe mir heute verschiedene Fragen vorlegen müssen, sehr ernste Fragen sind es, wohl die ernstesten, die sich überhaupt aufweisen ließen. Die wenigen Lösungen, die ich bisher gefunden, sind widerspruchsvoll und unbefriedigend. Er setzt sich wieder an den Arbeitstisch und zieht aus einem Fache verschiedene Manuscripte hervor. Es giebt Rätseldinge, welche keine Lösung zu besitzen scheinen, und darauf beruht hauptsächlich ihr ganzer Wert.

Leutenberg. Ich versteh' dich nicht, erklär' dich deutlicher.

Pannosius. Du kannst mich nicht verstehen, weil allzudeutlich meine Worte klingen, weil allzuwahr der Sinn derselben ist; denn was am leichtesten uns verständlich wäre, scheint uns am dunkelsten, weil es zu einfach

ist. Warum fragst du mich nicht, was ich will, wer ich bin? Es mußte dieses die natürlichste Frage sein.

Leutenberg *unsicher*. Nun, und wer bist du?

Pannosius. Ich? Ein Mensch, der feindlich mit den Göttern lebet, der ihre Macht bezweifelt und bekämpft, der nur allein nach höchster Wahrheit strebet — und jeden feigen Götterglauben dämpft.

Leutenberg. Ja, ja — hm, jetzt verstehe ich schon ein wenig.

Pannosius. Könnten wir nicht einen Mittelweg finden, eine goldene Mittelstraße?

Leutenberg. Ah, Kleinigkeit. Und nichts weiter?

Pannosius *amüsiert*. So, so —

Leutenberg. Wir glauben weder dies, noch das. Wir müssen tolerant sein.

Pannosius. Das ist keine Lösung des Knotens. Es ist eine plumpe Umgehung.

Leutenberg *ernst*. Sagt man denn nicht, mein Bester, daß der Mensch feige und deshalb auch friedliebend sei. Eine derartige Frage lösen bedeutet kämpfen, und der Mensch liebt vernünftigerweise keine aussichtslosen Kämpfe zu beginnen. Klarer kann ich mich nicht ausdrücken. Nichts glauben ist der goldene Mittelweg. *Triumphierend*. Ein blindes Huhn kann auch einmal ein Körnchen finden. Ich habe recht. Ich seh' es dir an, daß du mit mir einig bist.

Pannosius *lachend*. Dein Scharfblick überrascht mich, wahrhaftig. Ecce homo.

Leutenberg. Viel habe ich über dergleichen total nicht nachgedacht, aber — natürlich — man liebt seine Ruhe und weshalb sollte man das mühsam errungene Gleichgewicht zerstören?

Pannosius. Du sprichst von einem Gleichgewicht, welches garnicht vorhanden sein kann, denn, wenn es nichts giebt, was deine innere Leere ausfüllen könnte, wie solltest du diese gewichtlose Leere als Last empfinden?

Leutenberg gähnend. Philosophisches Gefasel. Gott sei Dank, daß ich es nicht verstehen kann. Über guten Appetit kann ich mich nicht beklagen.

Pannosius. Du meinst natürlich, daß solche Fragen überflüssiger Ballast sind, den niemand sich freiwillig im Gang durch's Leben aufbürden will. Von deinem Standpunkt betrachtet, hast du natürlich recht.

Leutenberg traurig. Das Thema von der Seele hat mich immer sehr gelangweilt, und das schöne Leben in seiner traurigen Kürze gewährt nicht die nötige Zeit zu ernstern Erwägungen. Na, geben wir's auf. Sag' mir lieber, was du in deinen 'Visionen' da ausgeführt hast. Was ist die Grundidee.

Pannosius. In dieser Hinsicht werden meine Visionen modern sein müssen, denn mit einer Grundidee bin ich bei mir selber noch nicht recht im klaren. Sie liegt wohl zu tief auf dem Grunde, zu tief für mein unmodernes und ungeschärftes Auge. Es ist übrigens ein schwerer Kampf, den ich mit mir selbst auszufechten habe. Siehst du, lieber Leutenberg, er steht auf und geht auf und ab, ich übertreibe nicht im geringsten, wenn ich sage, daß ich schwere Kämpfe mit meinem eigenen Ich zu bestehen habe, bis es soweit gekommen ist.

Ich glaube du wirst mich leichter verstehen, wenn ich Mißliches Worte zitiere, nämlich:

„Man muß ein Chaos in sich tragen, um einen tanzenden Stern zu gebären.“

Leutenberg verlegen lächelnd. Ja, ja — ausgezeichnet, kannst du mir aber nicht kurz und bündig sagen, was du dort eigentlich darstellen willst?

Bannosius. In der weiten Ferne der Zukunft treten sich zwei Gegner entgegen, welche auch jetzt schon beständig mit einander ringen, zum letzten Kampf. Der Himmel kämpft mit der Erde, der Idealismus des Kindergemütes mit dem rohen Materialismus des ausgearteten Kulturmenschen. Hier hat dein bequemer, gold'ner Mittelweg keinen Raum. Höchstens die Müden und Schwachen flüchten sich auf dieses neutrale Gebiet des geistigen Unvermögens.

Leutenberg. Du hättest meine zarte Eigenliebe weniger scharf berühren sollen, aber — es tut nichts. Höchst interessant. Wer siegt?

Bannosius seufzend. Du fragst mich zuviel. Der Kampf ist noch nicht ausgekämpft. Du kannst daraus ersehen, wie unparteiisch ich selbst mich dazu verhalte. Übrigens — er wühlt in den Manuskripten auf dem Arbeitstische — übrigens kann ich dir die Stufe zeigen, auf welcher ich jetzt angelangt bin. Ah, . da ist's. „Prometheus“ — nein, nicht das. Dort weiter kommts. Richtig — also: er lieft.

„Und so ist die Überkultur beschaffen, sie entfremdet den Menschen der Natur, er will ihre mächtige Stimme in seinen Trieben nicht hören, er will sie nicht mehr verstehen, obgleich er sie immer besser und klarer in ihrem äußeren Wesen erkennen lernt. Das Angeborene und Ererbte will er von sich werfen, das mühsam Erworbene und Erkämpfte ist ihm heilig. Ihn treibt die Selbstsucht und Selbstachtung bis zum Kultus der Selbstverehrung. Und der Übermensch, also wird das letzte Evangelium lauten, der Übermensch steht vor der Menschheit, auf der höchsten

Stufe als gottähnliche Vollkommenheit und vollkommene Gottähnlichkeit.“

Leutenberg. Ja, ja, so, so — und wem legst du diese Worte in den Mund, wer spielt bei dir die Rolle des Propheten?

Pannosius hat die Frage des Grafen überhört und wiederholt halblaut. Es klingt wie rohes Heidentum. Nicht der Übermensch, nein, der geläuterte Mensch steht vor der Menschheit auf der höchsten Stufe als gottähnliche Vollkommenheit und vollkommene Gottähnlichkeit.

Leutenberg. Ja, ja — großartig, aber wer verkündet dieses Evangelium? Es scheint ein jüngerer und leiblicher Bruder deines Herostrot zu sein.

Pannosius liest. „Im Jahre 4900 nach der Geburt unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi erwachte ich in einer Heilanstalt zu Smyrna“ — so fängt das Opus an, also der Mann, der dieses durch meine Feder berichtet, lebte in der großen Weltresidenz Smyrna, wo er nach fast dreitausendjährigem Schlummer zu neuem Leben erweckt wurde. Natürlich konnte er sich nicht an die neuen Lebensbedingungen gewöhnen. Dreißig Jahre führte er in jener Welt ein schreckliches Traumleben, um dann voller Verzweiflung und Überdruß seinem Leben gewaltsam ein Ende zu machen. Und jener Mann mit Namen Uran beschreibt in meinen ‚Zukunftsvisionen‘ seine Schicksale im fünfzigsten Jahrhundert.

Leutenberg Kopfschüttelnd. Mir schwindelt schon beim bloßen Gedanken allein. Höchst unheimlich ist der ganze Kram.

Pannosius. Du hast vollkommen recht. Solange die Arbeit noch unvollendet ist, kann sie wenig Interessantes bieten.

Leutenberg. O durchaus nicht. Du weißt doch —? Aber jetzt mußt du auch mich geduldig anhören. Habe wieder einen netten Vorschlag — eigentlich ist es eine Bitte.

Pannosius lächelnd. Wohl ein Gelegenheitsgedichtchen oder — dergleichen?

Leutenberg. Total fehlgeschossen. Es handelt sich weniger um mich, als um dich.

Pannosius scharf. Was soll's denn wieder?

Leutenberg. Du bist jetzt schon vier Monat' in Wien, mein Bester, und verkriechst dich wie ein Maulwurf in deiner Höhle.

Pannosius. hm, dir scheint es nicht zu gefallen?

Leutenberg. Natürlich tußt du mir herzlich leid. Bist du etwa gar ein Menschenfeind, oder liebst du blos keine großen Gesellschaften?

Pannosius. Und wenn ich es aber doch wäre? Glaubst du, daß ich mich nicht zufrieden und glücklich fühle, wenn mein armer Geist sich in Fieberphantasien ergeht? Wozu brauche ich Gesellschaft? Solche Menschen, wie ich, sind zur Einsamkeit bis an den Tod verurtheilt.

Leutenberg. Ja, ja, sehr traurig — aber ich halte es in solchem Falle für meine Pflicht, dich eines Besseren zu belehren.

Pannosius. Ohne deine Belehrungen dünke ich mir für deine Gesellschaft weise genug zu sein. Nicht du bist darunter gemeint, nein — deine ganze hohe Aristokratie.
lachend. Ich bin wohl unverschämt eingebildet, was?

Leutenberg verlegen. Du mußt aber auch gleich haarig werden. Ich hatte doch nichts Schlimmes gemeint, wenn ich die Absicht habe, das fortzusetzen, was ich mit dir glücklich begonnen habe.

Pannosius. So, und was würde das sein?

Leutenberg. Dich in einigen Häusern einzuführen. Mit einem café-chantant wollen wir den Anfang machen — und —

Pannosius. Da haben wir die Bescheerung. Also hast du die unglückselige Idee noch nicht aufgegeben?

Leutenberg. Warum spielst du den Entrüsteten? Ja, aber — siehst du mal — na — kennst du die Generalin — meine Tante, die von Rausch?

Pannosius. Habe — Gott sei Dank — nicht die Ehre.

Leutenberg. Meine Tante, die alte Generalin von Rausch?

Pannosius. Ach richtig, deine Tante — ja, ja, du hast mir doch früher schon von der alten Dame erzählt. Wenn sie eines Gesellschafters bedarf, hättest du einen anderen mit deinem Vorschlag beehren sollen. Du bist wieder einmal an die falsche Adresse gekommen, mein lieber Leutenberg. Zum Courmacher tauge ich nun einmal nicht, das wird dir die schöne Gesina Belloni wohl auch schon gesagt haben.

Leutenberg. Ach, du mein lieber Gott, du mutest mir gleich das Schlimmste zu.

Pannosius. Ich vergelte Gleiches mit Gleichem.

Leutenberg. Nein, sieh mal, es ist ganz was anderes. Habe ich dir schon von meiner hübschen Cousine erzählt, von der charmanten Livländerin?

Pannosius. Bedauere, nein. Für deine Verwandtschaften habe ich mich nie besonders stark interessiert. Das tut mir jetzt aufrichtig leid.

Leutenberg *lebhaf.* Nun, also, siehst du mal. Willst du nicht teure Heimatklänge wieder hören? Sie ist aus Livland,

aus deiner Heimat vom Ostseestrand. Cousine Hildegard ist eine reizende junge Dame —

Pannosius *unruhig*. Heißt die junge Dame Hildegard?

Leutenberg. Ja, Hildegard — und —?

Pannosius. Ohne Zusätze. Wie sollte ich deine Cousine kennen?

Leutenberg. Aber warum machtest du — so — so große Augen dabei?

Pannosius. Hildegard ist ein sehr hübscher Name, nicht wahr?

Leutenberg *mißtrauisch*. Ja, ja — wunderhübsch. Also — wie ich dir gesagt habe — dieses impertinente kleine Cousinchen hat es sich in den Kopf gesetzt, dich — partout — kennen zu lernen. Du als höflicher und galanter Cavalier wirst ihr die Freude natürlich nicht verderben wollen. Sie hat dich neulich als Hamlet auf der Bühne gesehen und ist — wie auch Dr. Walter und die übrigen alle — hingerissen von deinem Spiel, deiner Erscheinung und so weiter, u. s. w. Du verstehst mich? Weißt ja — die Mädchen haben nun schon einmal diese Schwäche, sie ist ihnen angeboren, diese Schwäche für's Außerliche. Ja, ja — am Tage nachher meinte sie sogar, wenn der Hamlet einen Schnurrbart gehabt hätte, so würde sie gegen diesen Hamlet auf einen Studenten der Theologie ihren Kopf verwetten können — und noch den kleinen Finger dazu, der klüger sein soll, als — das schrullenhafte Lockenköpfchen. —

Pannosius *auffpringend*. Mensch, merkst du denn wirklich nicht, daß du hier einen fürchterlichen — Blödsinn zusammenfaselst?

Leutenberg *verblüfft*. Aber, Lieber — das waren ihre eigenen Worte.

Pannosius sich bezwingend. Ja, Lieber, es waren meine Gedanken, die leider nicht zollfrei sind und nicht laut gedacht werden dürften. Verzeih.

Leutenberg. Ich verstehe Dich total nicht. Hast Du heute stark gefrühstückt? Er steht auf, geht im Zimmer auf und ab, bleibt dann vor Pannosius stehn. Du kommst also morgen, so um — halb zwei oder drei Uhr, ich werde Dich dort erwarten. Hier ist die Adresse, das übrige findet sich. Laß aber Deine Schrullen zu Hause, das mußt Du mir versprechen.

Pannosius müde. Wohin willst Du mich wieder führen?

Leutenberg. Zu meiner Tante, zu meiner Cousine Hildegard. Pause. Pannosius schweigt. Ich glaube, Du träumst mit offenen Augen?

Pannosius lebhaft und mit eigentümlichem Klang in der Stimme. Du hast recht, lieber Leutenberg. Ich träume mit offenen Augen und werde wieder erwachen. Sei unbesorgt.

Leutenberg. Du bist mir heute wieder ein Rätsel. Du bist wieder krank. Ich habe Dir immer gesagt, daß Du Dich mehr schonen müßtest. Du kommst also.

Pannosius. Ich komme nicht. Aber jetzt verlaß mich, bitte. Ich brauche notwendig Ruhe und Sammlung zum heutigen Abend. Vorher will ich mich noch ein bißchen auf's Ohr legen.

Leutenberg. Absagen darfst Du nicht, mein Lieber. Sie hat gesagt, wenn Muhamed nicht zum Berge kommen will, muß der Berg zu Muhamed gehen. Und das darf doch nicht geschehen.

Pannosius. Der Bopf, der hängt ihm hinten. —

Leutenberg. Fertig kriegt sie es mit ihrem Troß, sie hat Charakter, das süße Mädel. Aber Du kommst, nicht wahr?

Pannosius. Ich habe es Dir deutlich genug gesagt. Wir kennen uns gegenseitig gut. Stolz. Es ist ja sehr schmeichelhaft für uns Komödianten, wenn die hochgeborenen Herrschaften sich soweit herablassen und die alten Vorurteile auf Augenblicke vergessen wollen, aber —

Leutenberg. Pfui, wie häßlich Du heute bist.

Pannosius nervös. O wie ich dieses Leben hasse, dies unständige, öde Leben, diese Unruhe und peinigende Ungewißheit, die lästigen, zudringlichen Besucher, diese sogenannten Verehrer der Kunst, eines großen, ruhmvollen Namens, eines gewaltigen künstlerischen Ichs. Was verstehen sie alle von meinem Streben, meinem Sehnen, Wünschen und Verlangen? In ihrem kleinlichen, beschränkten Spießbürgertum können sie von meinen strahlenden, hohen Zielen nichts sehen. Alles, was bei mir groß und edel und unantastbar gilt, wird hinabgerissen in den Schmutz und Staub des Alltagslebens und der Alltagsgespräche, in leichtfertiger Weise begeistert, dabei gönnerhaft bewundert und wieder getadelt, um dann ebenso leicht und schnell vergessen zu werden. Diese armseligen Dilletanten des Lebens, die es nicht vermögen sich zu freier, stolzer Höhe aufzuschwingen. Da steh ich über Tausenden, die mir in augenblicklicher Begeisterung zujubeln, ein einsamer Mann. Wenn du voraussetzt, daß ich nicht gesund bin, so hast du recht. Ich bin krank. Ein Durchfall, der drei Tage dauert, hat meinen Magen derartig geschwächt, daß ich, — daß ich nicht mehr weiß, wo der Kopf mir steht.

Leutenberg. Hin und wieder ein kleiner Durchfall — schadet durchaus nicht der Gesundheit. Im Gegenteil — er reinigt den Magen. Aber schlimm ist es, wenn er chronisch wird, dann kann man die schlimme Laune und den schwarzen Pessimismus nie los werden.

Pannosius. Ja, das ist es eben.

Leutenberg. Übrigens muß ich Dir sagen, mein Bester, daß Dein Betragen in der letzten Zeit — ich meine im Laufe der beiden letzten Monate — mir total räthselhaft ist. Du bist so sonderbar, so — als ob außer Dir und deinen Gedanken die ganze Welt — nichts sei, als ob Du der Mittelpunkt des Universums sein würdest. Verzeih, mein Bester, Du weißt, daß ich es mit Dir nicht schlecht meine. Wenn Du so fortfährst, wirst Du noch total excentrisch werden — ja, excentrisch, excentrisch, das ist der rechte Ausdruck dafür.

Pannosius verächtlich. Weißt Du überhaupt, wo bei Dir selbst das Zentrum steckt, das Zentrum Deines normalen, geistigen Lebens? Es ist sehr möglich, daß Du tausendmal excentrischer bist, als ich, wenn es möglich wäre, Dein geistiges Zentrum aufzufinden.

Leutenberg reicht ihm zum Abschied die Hand. Dir kann ich unmöglich böse sein. Leb' wohl ab.

Pannosius allein. Wenn Du wissen würdest, was ich weiß, was gäbest Du darum? Als ob ich es nicht gemerkt habe, daß der gute Junge bis über die Ohren drin steckt. Hildegard, Hildegard — eine Livländerin? O teures Livland, Paradies meiner Kindheit, ich sehne mich zurück nach deinen Ruinen, nach deinen stummen Zeugen vergangener Macht und Kraft. Bei der Schloßruine zu Fellin war es, wo ich ihr zum ersten Mal in die Augen blickte, wo sie tief errötend — o Gott, bin ich denn wieder ein sentimentaler Gymnasiast geworden? Pause. Möglich, daß sie es ist. Ich glaube fast — auch Hildegard von der Bellen hatte — Livländerin, Rigenserin — ja natürlich hat sie in Wien Verwandte. Ja, ja — sie ist's.

Er setzt sich, versinkt auf einige Augenblicke in ein tiefes Nachdenken, dann steht er schnell auf und tritt an den Bücherschrank.

Arbeiten, arbeiten, arbeiten will ich, herunterwürgen den Kummer, der sich nicht in Freude verwandeln will. Ersticken muß ich die unselige Stimme nach Gerechtigkeit in meinem Innern —

Her mit euch, Zukunftsbilder — ha, ha, ha — ha — Zukunftsvisionen — ein leerer Schall.

Ob ich diese Arbeit je beenden werde? Und ob der Erfolg den Erwartungen entsprechen würde?

Wenn in Granit oder Marmor mein Name auf einem Gedenksteine prangen wird, — wenn in jedem Litteraturgeschichtsbuche der Name „Theognost Pannosius“ in fettgedruckten Lettern stehen wird, — wenn ein jedes Schulkind den Namen Theognost Pannosius in einem Atem mit den unsterblichen Namen Schiller, Goethe, Heine, Lessing, Körner wird nennen müssen, — hätte ich dann meinen Daseinszweck erreicht?

Hinweg, Herostrot, dein Schatten verwirrt mich: „Dem Mimen fliecht die Nachwelt keine Kränze.“ Er nimmt noch ein Papierbündel aus dem Bücherischrank, wirft es auf den Tisch, wühlt, blättert, setzt sich und liest.

„Auf dem Piedestale der alten Gottheit thront ein neuer lächerlicher Göze: die verkörperte Selbstsucht. Der Gott, der alle Gemüter in Banden geschlagen, ist das eigene Ich. Das ewige Rätsel der Gottheit hat sich im zeitlichen Begriffe „Menschheit“ aufgelöst und der Mensch wird zum vergötterten Gotte des Menschen. Kein geheimnisvoller Kult einer phantastischen Idee, eine klare Erkenntnis ist es: Die Erkenntnis der eigenen Kraft, die Entdeckung und Offenbarung der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit des Menschentieres, welches als höchstes Wunder der Natur einzig und allein dasteht“ — steht auf.

Dieses verdammte Brausen in den Ohren —

Er will hinaus, der Zimmerwärter kommt ihm in der Thür entgegen.

Vierte Scene.

Pannosius. Der Zimmerwärter.

Der Zimmerwärter. Eine Dame wünscht mit Ihnen zu sprechen.

Pannosius. So? Wer ist die Dame?

Der Zimmerwärter. Ein ältliches Fräulein scheint's halt zu sein. Soll ich —

Pannosius. Bitten Sie die Dame herein.

Der Zimmerwärter ab.

Pannosius allein. Ich finde trotz meiner Einsamkeit keine Zeit, über mich selbst nachzudenken — und wie sollte ich mich an die Lösungen größerer Rätsel heranwagen dürfen?

Klarissa Holzig, ein Mädchen „alt an Jahren, doch jung an Geist und Sinn“, kommt durch die Eingangstür.

Fünfte Scene.

Pannosius. Klarissa Holzig. — schwächlig, edig, in unscheinbares Schwarzgrau gekleidet; ein kleines, scharfes Augenpärlchen blickt aus einem verkrüppelten, schmalen Vogelgesicht, welches nach unten scharf zugespitzt und hervorspringend ist; um den schmalen Mund und Nase zuckt und vibriert es fast ohne Unterbrechung; unter dem schwarzen Hut, über dessen Rand einige violette Ziegblumen ihre verblähten Köpfchen wippend hängen lassen, scheinen halb unternehmend, halb vorwitzig vereinzelte grauschwarze Haarpießchen hervor und auch im sogenannten Knoten, der freilich als ein höchst unscheinbares Etwas am Hinterkopfe klebt, sträuben sich die Haare sehr bedenklich; in einem recht umfangreichen, großgeblümten Poupour am linken Arm — trägt sie einige blaue Heftchen. Ihre Augen huschen, wie ein paar gefangene Mäuselein, in ihren Höhlen hin und her, bleiben aber gleich darauf mit seltsam feierlichem Ausdruck an dem Künstler haften.

Pannosius sich leicht verneigend. Sie wünschen?

Fräulein Holzig. Verzeihen Sie — ich werde Ihnen gewiß nicht lästig sein — Sie kennen mich natürlich nicht?

Klarissa Holzig. Ich habe unter dem bekannten Pseudonym ‚Rosalie Ströhm‘ einige Novellen geschrieben. Sie werden

wohl nichts von mir gelesen haben, denn meine Musen-
kinder sind bisher recht unbedeutend gewesen.

Pannosius. Das freut mich außerordentlich. Und
womit könnte ich Ihnen dienen?

Frl. Holzig. Wie dankbar ich Ihnen bin. Ich —
ich finde — keine Worte. Eine Weile sitzen sie sich stumm gegenüber.

Pannosius nervös, aber trotzdem liebenswürdig scherzend. Sie ha-
ben ein Anliegen. Sollte es in einer stummen Ansprache
bestehen, da Sie — augenscheinlich — keine Worte finden
können?

Frl. Holzig leise sichernd. Verzeihen Sie, bester Herr
Pannosius. Als ich Sie soeben anschaute, da fiel mir
blos ein, wie Sie vorgestern im Theater den ergreifenden
Monolog hielten. Wie Sie dastanden, ein Prophet des
Höchsten, und — als Sie ihre furchtbaren Anklagen der
Gesellschaft mutig in's Gesicht schleuderten, da ging mir
das Herz weit auf. Ich dachte sogleich: Pannosius, Herr
Pannosius ist der Mann, er ist es, ja, ja — er ist es —
der kann's, bei ihm werde ich gewiß Verständnis finden.
Verzeihen Sie, ich gerate in — verwirrt meine Natur —
ich bin schrecklich leicht — leicht — ja — ich mißbrauch
eben Ihre Güte, Sie aber — Sie sind so gefällig und lie-
benswürdig. Nein, wie schön ist es doch, endlich einmal
einen Menschen zu treffen, der tief in das Innerste der
Menschen hineinblicken kann.

Pannosius trocken. Dieses Lob hätten Sie sich doch
ersparen können.

Frl. Holzig ängstlich. Habe ich Ihnen wehgetan? Ich
bitte gütigst zu verzeihen. Ach, ich bin nun schon einmal
so ungeschickt.

Pannosius. Ich meinte doch nur, mein Fräulein,
daß Sie die vielen Worte sich hätten ersparen können. Ich

muß Sie jetzt aber dringend bitten, mich über den Zweck Ihres so sehr angenehmen Besuches aufzuklären. Ich habe leider sehr wenig Zeit, sonst würde es mir ein großes Vergnügen und sehr angenehm sein —

Frl. Holzig. Ja, ja, ja — ja. Ich bin Schriftstellerin, wie gesagt — und — ich habe unter dem bekannten Pseudonym ‚Rosalie Ströhm‘ einige Novellen herausgegeben. Sie werden wohl noch nichts von mir —

Pannosius sie ungeduldig unterbrechend. — „Von mir gelesen haben, denn meine Musenfinder sind bisher recht unbedeutend gewesen.“ Wie sie sehen, mein Fräulein, besitze ich kein schlechtes Gedächtnis, so daß Sie nichts zweimal zu sagen brauchen.

Frl. Holzig herzlich, aber doch unangenehm lachend. Ganz recht, ja, ganz recht. Ich habe jetzt ein Drama geschrieben. Sie aber, geehrter Herr, sollen ein feiner Kunstkenner sein, sollen sogar selbst litterarisch tätig sein, nicht wahr? Ich habe von vortrefflichen Sachen gehört. Man hat mich direkt auf Sie hingewiesen, Sie würden der Einzige sein —

Pannosius. Wer dürfte sich einen solchen Spaß mit uns beiden erlaubt haben?

Frl. Holzig. Aber ich bitte Sie. Verzeihen Sie meine taktlose Zudringlichkeit. Man hat mir erklärt, daß Sie der Einzige wären, der ein derartiges Werk sachgemäß beurteilen könnte.

Pannosius lächelnd. Bedauere, Fräulein. Hier liegt ein unanfechtbarer Irrtum vor.

Frl. Holzig. Ein Irrtum? Aber ich bitte sehr — Sie gehen in ihrer Bescheidenheit zu weit, Sie übertreiben. Ich bin vollkommen sicher, ich bin überzeugt. Sie sind der Einzige, der mir — Sie sind gütig, nachsichtig

und gefällig — lieber, bester Herr Pannosius, versagen Sie mir die Bitte nicht.

Pannosius. Meinerseits aber auch eine Bitte, eine dringende Bitte, Fräulein, — fassen Sie sich kurz. Meine Zeit ist knapp bemessen. Außerdem will ich verreisen, und aufschieben kann ich leider — zu meinem Bedauern — diese angenehme Unterredung mit Ihnen nicht. Ich habe mit meinen persönlichen Angelegenheiten so viel zu tun, daß ich nicht weiß, wo der Kopf mir steht.

Frl. Holzig ein Gestrich aus dem Pompadour hervorholend. Aber gewiß doch. Ich schreibe jetzt nicht mehr Novellen. Novellen sollen unmodern geworden sein. Mein neuester Versuch ist, wie ich schon sagte —

Pannosius. — Ein Drama. Das ist sehr schön, es freut mich, aber was sollte mir daran liegen, ob die deutsche Bühnenslitteratur um eine kostbare Perle reicher oder ärmer geworden ist? Lassen Sie Ihr Drama drucken, und ich verspreche ihnen, ohne es gelesen zu haben, mir ein Exemplar für meinen Bücherschatz anzuschaffen. Das ist auch alles, was ich für Sie tun könnte.

Frl. Holzig. Sie sind zu liebenswürdig. Nicht deshalb habe ich mich an Sie gewandt, Herr Pannosius. Ich wollte Sie bitten, einige Aufzüge —

Pannosius schnell. Einige Aufzüge anhören zu dürfen? Mehr für sich. O Gott, verschone mich mit deinem Zorn.

Frl. Holzig. Einige Scenen, die besten Stellen nur, wollte ich bitten Ihnen vorlesen zu dürfen. Darf ich?

Pannosius. O Gott.

Frl. Holzig höchst erschrocken. Ist Ihnen nicht wohl?

Pannosius unnatürlich lachend. Einige Aufzüge — ach, wie schön. Ja, Fräulein, ich bin nicht gesund heute. Würden Sie gefälligst die Güte haben, sich ein anderes

Mal herzubemühen. Ich kann heute — unmöglich. Einige Aufzüge — o Gott — wie schön wär' das gewesen —

Hrl. Holzig. O hätten Sie es mir gleich gesagt. Sie verzeihen, ich will Ihnen nicht weiter zur Last fallen. Sie verzeihen. — Mit kurzen Hühnerschrittchen und zur Seite geneigtem Kopfe eilt sie hinaus.

Pannosius allein. Hoffentlich wird die nicht mehr wiederkommen. Nichts ist schrecklicher, grausamer als ein Drama, ein Drama aus der Feder eines Blaustrumpfes.

Leutenberg und Dr. Walter kommen.

Sechste Scene.

Pannosius. Leutenberg. Dr. Walter.

Leutenberg. Erlaube mir, Alfred, daß ich Dir einen neuen Verehrer Deiner Kunst zuführe. Eigentlich ist es mir total unverständlich —

Walter. Hoffentlich gestatten Sie, Herr Pannosius, —? Ich habe immer den Wunsch gehegt, mit Ihnen persönlich bekannt zu werden. Dank der Freundlichkeit des Herrn Grafen hier — unseres gemeinsamen Freundes — ist es mir endlich vergönnt —

Leutenberg. So laß doch die leere Phrasendrescherei.

Pannosius. Das freut mich, Herr Doktor. Ich habe aber den geheimen Verdacht, daß Sie ein wenig übertreiben. Nehmen Sie es mir, bitte, nicht übel, aber — was könnte Ihnen an mir liegen?

Walter. Aber ich bitte, Herr Pannosius — wie oft mußte ich es selbst fühlen, daß Sie eine Kunst besitzen — oder — von einer Kunst besessen sind — eine Kraft, die fast übernatürlich ist.

Pannosius trocken. Verehrtester Herr Doktor, verzeihen Sie, daß ich Sie jetzt unterbrechen muß. Bitte, fahren

Sie nicht fort, in diesem Tone mit mir zu sprechen. Ich verstehe nicht, was Sie sagen. Es könnte mir sogar passieren, daß ich die Überzeugung gewinne, kaum vor einigen Stunden eine Bühne verlassen zu haben, um bald darauf hier eine zweite zu betreten. Verzeihen Sie, Herr Doktor — aber Sie müssen es erklärlich finden, wenn ich sage, daß die bedauernswerten Bühnenhelden mit ihrer Kunst so überbürdet sind, daß sie sich mitunter nach freier Natürlichkeit sehnen. Es ist ungefähr so ähnlich, wie, wenn ein Städter, von wohlriechenden Düften angewidert, sich nach dem Kuhstallduft des Landlebens sehnt.

Walter. Gewiß, gewiß.

Leutenberg. Ein netter Vergleich, Doktorchen. Wer von uns beiden wird den Kuhstallduft darstellen müssen?

Walter. Gewiß, gewiß, ja.

Pannosius. Vorausgesetzt, daß Sie es ernst gemeint haben. Solche Schmeicheleien habe ich durchaus nicht verdient. Jedenfalls nicht in der abgeschmackten Weihrauchform. Ich kenne — ich kenne ihn — den Weihrauch und den werten Spender.

Leutenberg. Das ist eine reizende Atmosphäre: Weihrauch und Kuhstallduft.

Pannosius. Sie sind mein erster Kritiker hier in Wien gewesen, nicht wahr, Herr Doktor Walter —? Jetzt freut es mich doppelt, Sie kennen zu lernen. Nicht der Kritiken wegen, nein — der Persönlichkeit — der geschätzten Persönlichkeit wegen. Man muß es verstehen, den Mann vom Amte zu unterscheiden, nicht wahr, Herr Doktor? Sie schütteln sich gegenseitig die Hände.

Walter. Gewiß, gewiß.

Pannosius. Da fällt mir auch soeben Ihre letzte Kritik ein. Was verstehen Sie eigentlich unter dem wah-

ren Priestertum der Kunst? Können Sie sich noch dessen entfinnen?

Walter. Gewiß, gewiß. In der Kritik, Herr Blumental, bewunderte ich die wahre Größe. Die wahre Größe, nicht in ihrer blendenden Nacktheit, sondern unter dem Deckmantel der Bescheidenheit.

Pannosius. Ach, Ihre Antwort ist ebenso dunkel, wie die erwähnte Kritik. Ich hoffe Sie über den Irrtum aufzuklären. Verächtlich. „Wahres Priestertum der Kunst“ —? Grimassenschneiden, Gefühle heucheln, hinter Larven das wahre Antlitz in seiner vollen Häßlichkeit verbergen, mit ausgelesenen Redensarten papageienhaft den heiligsten Seelenschmerz verhöhnern, ein meisterhafter Falschmünzer sein — das ist des Wesens vielgerühmter Kern und auch Ihr wahres Priestertum der Kunst.

Walter. Gewiß, dem Schauspieler selbst erscheint es so. Es klingt aber stark nach Herodotus.

Pannosius zu Leutenberg. Du hast aus der Schule geplaudert?

Leutenberg verlegen. Aber nichts Nachteiliges. Kein Weihrauch, nur Kuhstalldunst allein.

Walter. Ja, Herr Pannosius, ich habe soeben gehört, daß Sie litterarisch beschäftigt sein sollen. Dürfte ich mir gestatten zu fragen, zu welcher Richtung Sie sich als Schriftsteller bekennen?

Pannosius. Dostojewsky und Tolstoi sind meine ersten Lehrmeister gewesen, aber ich bin noch zu unbedeutend, um eine fest ausgeprägte Richtung zu haben.

Walter. Zu welcher Richtung fühlen Sie sich am stärksten hingezogen? — oder welches Vorbild leuchtet Ihnen bei Ihren Schöpfungen vor? Doch nicht Hauptmann oder Sudermann?

Pannosius. Mein.

Walter. Jedenfalls verhalten Sie sich zur Poesie ähnlich, wie

„Wohl war's der Himmel, der sie schuf,

Doch heimisch ward sie längst auf Erden.

Drauf immer heimischer zu werden

Ist ihr urenigster Beruf“ —?

Pannosius. Wenn ich es täte, so müßte ich die Menschen, die durch diese Poesie veredelt werden sollten, ähnlich besingen.

Walter. Und wie, wenn ich bitten darf?

Pannosius. Sehr einfach:

Wohl war's ein Gott, der ihn erschaffen,

Doch weil er als ein Tier, vom Tier geboren

Und dann in Not und Schmutz die Göttlichkeit verloren,

So ward der Mensch zum staubgebor'nen Affen.

Leutenberg. Sehr gut, ausgezeichnet. Unser Ideal mußte das liebe Vieh sein.

Walter. Meine Neugier können Sie nicht befriedigen?

Pannosius ausweichend. Sie würden sich sehr wundern, wenn ich es aussprechen sollte.

Walter. Also darf ich es nicht wissen.

Pannosius. Wenn es Sie wirklich interessieren würde —?

Walter. Aber gewiß, und Sie können noch zweifeln, Herr Blumental.

Pannosius. Bellamy.

Walter enttäuscht. Bellamy? So, so — ja.

Pannosius. Mein Vorbild ist Bellamy nicht. Nur was die Art und Weise seines Verhältnisses zur Gegenwart und Wirklichkeit anbelangt, könnten wir übereinstimmen. Die Zukunft ist mein Thema.

Walter. Jedenfalls habe ich von Ihnen nur Novellen gelesen, derartiges nichts.

Seutenberg mit einem gewissen Stolz. Lieber Doktor, ich bin der Einzige, den Pannosius in seine neuesten Arbeiten näher eingeweiht hat. Und ich muß wol gestehen, daß ich — er hat mir nämlich einiges vorgelesen — ich muß sagen, daß ich derartiges bisher weder gelesen, noch gehört habe. Pannosius räuspert sich vernehmlich. Verzeih, bitte, mein bester Alfred, ich habe das Versprechen nicht vergessen.

Pannosius. Du bist sehr aufmerksam, ich danke. Sie müssen entschuldigen, Herr Doktor, ich liebe über unfertige Arbeiten nicht zu reden.

Walter. Ich verstehe vollkommen. Darin tun Sie recht. Aber ich glaube, Bellamy wäre doch für einen modernen Schriftsteller kein Vorbild?

Pannosius. Verzeihung. Erstens will ich durchaus nicht modern sein, wenigstens nicht in dem wenig angenehmen Sinne, wie Sie ihn mich durchblicken ließen, zweitens — ist, wie ich vorhin schon bemerkte, Bellamy nicht mein Vorbild.

Walter. Gewiß, gewiß. Ich glaubte mich weniger präcise ausdrücken zu können. Jedenfalls meinte ich nur das gleiche Gebiet, auf welchem sich Ihre künstlerische Phantasie entfalten will. Ich wollte sagen, daß es nicht dem heutigen Zeitgeiste entsprechen würde — *malitiös lächelnd.* Nicht allein Phantasie gehört zu dichterischen Zukunftsvisionen, sondern auch Mut. Ich meine nicht den Mut des großen Don Quixote, der den unvergleichlichen Heldenmut hatte, ganz allein auf seinem rosinantenartigen Pegasus den Kampf mit einer zahllosen Menge Riesen aufzunehmen, wobei sich — sei es ganz nebensächlich bemerkt — die Riesen als simple Windmühlen herausstellten.

Pannosius sich mit Mühe beherrschend, aber doch in schmerzhaft leichtem Ton. Sie halten es für Ihre Pflicht, mich zur Besinnung rufen zu müssen. Nein, Herr Doktor, was Sie mir da von Don Quirote sagten, hatte ich vorausgesehen. Ich bin sogar überzeugt, daß der größte Teil der Gesellschaft einst behaupten wird, daß Pannosius entweder in geistig krankhaftem Zustande, oder als überspannter Schwärmer und Idealist seine Zukunftsvisionen geschrieben haben muß. Ich glaube fest und sicher, aber trotzdem besitze ich den Mut, nicht meine Arbeit nicht allein fortzusetzen, sondern sogar in nächster Zeit zu beschließen.

Walter. Ohne Zweifel gehört viel Mut dazu, gewiß. Oder meinen Sie, daß ein jeder es wagen dürfte, sich mit der Zukunft zu beschäftigen? Zukunftsvisionen sind auf recht schlüpfrigem Boden gebaut. Wenn der dichterische Geist nicht die nötige Riesenkraft in sich birgt, und diese Kraft muß ihm selbstverständlich angeboren sein, so muß er zu Grunde gehen. Denn die Phantasie allein macht es nicht. Wie gesagt, Mut, Heldennut gehört dazu, um eine Theorie für die Zukunft und eine Zukunft nach der Theorie künstlerisch aufzubauen. Gewöhnlich stürzt der Bau zusammen und begräbt den waghalsigen Himmelsstürmer unter den Trümmern. Beispiele giebt es genug. Nehmen wir Nizsche. Er wollte auch eine Theorie für die Zukunft errichten, ein Evangelium in seiner Art sogar — und wie teuer kam dem Bedauernswerten die Kühnheit zu kosten?

Leutenberg. Ich verstehe Dich nicht ganz, besonders was Nizsche anbelangt — ja —

Walter. Nizsche beschloß sein Dasein als Geistesfranker, also mußte er sein Wagnis schwer genug büßen.

Was er anfänglich zu viel hatte, das hatte er in seinen letzten Lebensjahren nicht allein zu wenig, sondern garnicht.

Pannofius fast wie im Selbstgespräch. *Rißsche, Rißsche* — ja — freilich. Unsere Gedanken sind wie ein Labyrinth, mein bester Herr Doktor, — ein Labyrinth. Wir gehen von einer Thür zur anderen, durchschreiten einen Raum nach dem andern, vertiefen uns in dieses scheinbar grandiose Wunderwerk, mit der Hoffnung Neues zu entdecken. Wir eilen rastlos weiter, wir hasten, stürzen vorwärts — in's Dunkle. Und da bilden wir uns häufig ein: hier, diesen Boden — hat noch kein Sterblicher vor mir mit seinem Fuß entweiht. Ich bin der Erste. Und siehe da — wir machen ein wenig Licht — „Wo bin ich?“ — ist die erste Frage. Die Antwort lautet: „Im Labyrinth“ — die zweite folgt: „Ist ein Mensch vor mir auf diesen Wegen gewandelt?“ — Antwort: „Lörrichter, siehst du denn nicht das Skelett dort in der Ecke, den grinsenden Totenschädel und die schwere Eisenkette an den Knochenhänden? Sofort verlaß die Stätte. Dir steht ein Gleiches bevor, wenn du länger hier verweilen willst.“

Ich laufe fort — vor meinen eigenen Gedanken, vor meinen eigenen Gedanken muß ich fliehen. Und ich stelle die dritte und letzte Frage: „Weltseele, giebt es denn keine neue Wahrheit, ist die Wahrheit so arm, daß sie sich schon erschöpft hat?“ Und die Antwort lautet: „Ich bin die Weltseele.“ „Was ist das?“ Also hat die Weltseele die Erde geschaffen, daß sie auch den lebendigen Gedanken schuf, in dem lebendigen Gedanken ruhte das Leben der Menschen. Weißt Du denn nicht, daß zu den Alten gesagt ist: Im Anfang war der lebendige Gedanke, in ihm ruhte das Leben der Menschen, und das Leben

war das Licht der Menschen. Und das Licht scheint in der Finsternis, und die Finsternisse haben es nicht begriffen.

Und die Finsternisse wollen es nicht begreifen, daß der Urstoff von Anbeginn der Welt gewesen, daß er sich aber in neuen Formen immer und immer wieder offenbart, daß nicht funkelnelneue Prachtgewänder, aber aufgefrischte alte Lumpen die „neue“ Wahrheit schmücken.

Und die Finsternisse können es nicht begreifen.

Leutenberg. Das ist aber — total total —

Bannosius lacht ihm in's Gesicht. Total, total. Sinnlos willst du sagen? Phantastisch, Herr Doktor?

Walter. Sie haben die Wahrheit schön ausgesprochen.

Bannosius. Ja, sinnlos wie eine „neue“ Wahrheit. Sie haben recht. Wie einst im Mittelalter, als das edle Rittertum mit seinen hohen Idealen in ein jämmerliches Nichts zusammenschrumpfte und in burleske Donquixoterien ausgeartet war, da befahl die Leute ein blinder Wahn den „Stein der Weisen“ zu entdecken, aus gemeinem Straßentot edles Gold zu fabricieren — und dergleichen. Ja, wie in der guten, alten Zeit der „Dunkelmänner“, so ähnlich ist es auch jetzt. Die Menschheit sucht wieder nach dem „Stein der Weisen“, nach der „neuen“ Wahrheit. Die alte Narrenkappe muß wieder aufgefrischt werden. Da hat der große Friß Nießsche auch versucht, aus gemeinem Straßentot edles Gold zu fabricieren und Edelmetalle in Mist umzuarbeiten. Das wollte ich sagen, meine Herren.

Walter. Sehr gut, sehr gut, Herr Blumental. Wenn Sie gestatten, werde ich mir dieses merken. Gewiß, gewiß. Grandios — „der große Nießsche hat versucht, aus gemeinem Straßentot edles Gold zu fabricieren“ — vorzüglich. Er zieht sein Taschenbüchlein hervor und kriegt einige Zeilen hinein.

Gewiß, gewiß — der große Nießsche — Er lacht so herzlich, daß er sich die Tränen aus dem Auge wischen muß.

Pannosius finstet vor sich hinblickend. Ich bin nicht einverstanden mit dem, was Sie vorhin behaupteten. Genie und Irrsinn sind nicht weit von einander entfernt, also müßte ein jeder geniale Mensch, wie Nießsche zum Beispiel —, im Irrsinn sein Dasein beschließen, wenn der Tod ihn nicht früher abrufen würde?

Leutenberg verzieht sein Gesicht zu einer Grimasse, wie etwa ein kleines Kind tut, wenn es weinen will.

Walter. Ja, sobald das Individuelle ein Übergewicht hat, so daß das Gleichgewicht zwischen allgemeinen und individuellen Eigenschaften gestört ist, so ist eben Genie in Irrsinn ausgeartet. Durch verschiedene Irrlichter wird ein genialer Geist von seinem Genius aus den Schranken getrieben oder in einen Sumpf gelockt. Er verliert den sicheren Boden unter den Füßen und das seelische Gleichgewicht.

Leutenberg lacht. Famoser Theorie. Wenn es mein Eigentum wär, würde ich ein Patent nehmen. Auf's liebe Vieh geht's hinaus. Es entsteht wieder eine Pause.

Walter hüstelnd. Also prophetische Träume einer Dichterseele. Sich unterbrechend und mit ungekünstelter Aufrichtigkeit fortfahrend. Übrigens, bitte, lieber Herr Blumental, nehmen Sie es mir nicht übel, wenn ich Ihnen offen und ehrlich meine Meinung sage. Ich meine es gut mit Ihnen, obgleich ich Sie erst seit einigen Minuten persönlich kenne. Ich betrachte Sie als Freund, Graf Leutenberg — hier — ist einigermaßen das verbindende Glied. Dürfte ich mir daraufhin ein freies Wort erlauben?

Pannosius. O bitte, bitte, nichts könnte mir lieber sein, als aufrichtig gemeinte Reden hören dürfen.

(Irrlichter.)

Fig R. Kreuzwaldt
n.m. ENSV Riklik
Raamatukogu

Walter. Also ich sage es Ihnen grad heraus: Zukunftsvision — ein jedes denkende Glied unserer Gesellschaft hat seine besondere Vorstellung von der Zukunft. Die Gesellschaft hat — mit einem Wort gesagt — augenscheinlich nicht das geringste Bedürfnis, nicht das geringste Verlangen nach Zukunftsvisionen —

Pannosius. Visionen.

Walter. Im gegebenen Falle ist es ganz gleichbedeutend. Die wenigen ‚alten Schafe‘, wie die Modernen diejenigen nennen, die noch Sinn für das Ideale einst hatten und jetzt noch haben, also diese ‚alten Schafe‘ — ich rede gegen meine Überzeugung, fast wie ein moderner Naturalist, um mich Ihnen leichter verständlich zu machen — die wenigen ‚alten Schafe‘ nehmen die Offenbarungen Johannis zur Hand, wenn sie gerade das Bedürfnis nach prophetischen Träumereien haben.

Im Buche der Offenbarungen können wir so ziemlich alles, was im gleichen Falle verlangt werden könnte, finden. Eine grenzenlose Phantasie, wie ein Meer, das kein Ufer hat, einen mehr als menschlichen Mut, nicht à la Don Quixote — aber viel moderner sogar, dem Zeitgeiste mehr entsprechend. Also kurz und gut: wenn die Offenbarungen Johannis, das heißt — eines Apostels, einer wahrhaftigen, fast allgemeinen anerkannten Autorität — von der modernen Gesellschaft schlecht gewürdigt wird, was für einen Eindruck könnte daraufhin ein moderner, unbekannter Prophet mit seinen Zukunftsvisionen auf eben dieselbe Gesellschaft machen?

Pannosius nach kurzem, aber peinlichem Schweigen. Widersprechen darf ich nicht.

Leutenberg. Doktorchen, ich denke, Ihr beide habt jetzt genug philosophiert. Laßt mich endlich auch einmal

zu Wort kommen. Offen gesagt, Doktorchen, Du hast recht. Ich habe es mir auch so vorgestellt. Diese Zukunfts-
visionen, denen Blumental jetzt regelmäßig seine schöne
Nachtruhe opfert, diese vermaledeiten Visionen werden ihn
noch in's Unglück bringen, wenn er nicht Vernunft an-
nehmen will, ich habe es ihm auch schon gesagt.

Bannosius. Schon gut, ich danke Dir?

Leutenberg. Als Du mit ihm darüber anfingst, freute
ich mich ordentlich im stillen und hoffte, daß Du ihm recht
kräftigen Ruhstallduft unter die Nase halten würdest. Stell
Dir doch vor. Blumental kommt aus dem Theater in der
Nacht und arbeitet, schreibt bis zum hellen, lichten Morgen.
Es ist natürlich nichts besonderes, was er schreibt — alles
riecht nach Weihrauch —, aber guter Appetit und Gesund-
heit sind kostbarer. So geht es jetzt schon anderthalb
Monate. Soll ein Mensch bei einer solchen — geradezu
selbstmörderischen Lebensweise, lange standhalten können?
Was meinst Du selbst dazu, lieber Alfred?

Bannosius gereizt. Ich denke, daß es genug ist. Ich
wundere mich, lieber Leutenberg, daß Du über die ‚Zu-
kunftsvisionen‘, die ich selbst noch nicht genügend kenne,
ein Urtheil fällen kannst. Wie kann man überhaupt über
ein Buch urtheilen, nachdem man bloß einige Seiten des-
selben flüchtig gelesen — oder — im gegebenen Falle —
nur angehört hat? Wenn wir einen unserer lieben Mit-
menschen sogleich verdammen sollten, wenn er einen faux
pas begeht, so wäre es — im Grunde genommen — das-
selbe. Ein kleiner Fehltritt, eine kleine Taktlosigkeit und
dergleichen berechtigen uns durchaus nicht unvorteilhafte
Schlüsse über seinen Charakter zu ziehen und den Stab
über dem Armen zu brechen. Zum Unglück ist es aber
so in der Welt: einen Menschen verurteilt man nach un-

bedachter Handlungsweise, und ein Buch beurteilt man — nachdem man eine Zeile gelesen. Er sieht nach der Uhr; der Zimmerwärter kommt und bringt einen Brief.

Siebente Scene.

Die Vorigen. Der Zimmerwärter.

Der Zimmerwärter. Wieder eine junge Dame, Herr Blumental. Sie gab mir diesen Brief hier. Und — zuerst fragte sie, ob der Herr zu sehen sei. Ich sagte, daß Fräulein Benedetti bei Ihnen sitzt und nicht so bald fortgehen wird, da gab sie mir den Brief.

Pannosius legt den Brief, ohne ihn eines Blickes gewürdigt zu haben, auf das Tischchen. Sollte man noch einmal nach mir fragen, so sagen Sie, daß ich nicht zu Hause sei.

Der Zimmerwärter. Jawol ab.

Walter. Einige Erklärungen muß ich Ihnen leider schuldig bleiben, denn Graf Leutenberg machte mir zur Bedingung, mit Ihnen über Kunstfragen so wenig als nur möglich zu reden. Also bindet mich dieses Versprechen, aber an geeignetem Orte bin ich bereit — mündlich, wie schriftlich, ganz wie beliebt. Meine Ansichten zu verfechten, bin ich zu jeder Zeit bereit.

Leutenberg nachdem er den Brief prüfend gemustert hat, triumphierend. Dacht' ich es nicht, hab' ich nicht recht? Eine zierliche Damenhandschrift und — eine Freiherrnkronne — Hildeward von der Wellen.

Pannosius greift schnell nach dem Brief. Narrenspoffen — plötzlich fährt er auf — äfft mich ein Traumbild — Hilde — Hilde — er reißt das Kouvert schnell auf. Nicht möglich — o doch — o doch nachdem er den Brief gelesen hat, greift er schnell nach dem Hut und will hinauslaufen.

Leutenberg hält ihn zurück. Bist Du von Sinnen, Alfred?
Wohin — was soll diese Komödie —?

Bannosius. Verzeih — zu Walter. Sie können mein
komisches Benehmen nicht verstehen, ja. Ich will es Ihnen
erklären — nicht heute — aber morgen — morgen —
nicht heute. Leutenberg, das Glück wartet auf mich, laß
mich — ich kann nicht hier bleiben —

er eilt hinaus.



Da alles hier sich nach Gesetzen
Und in bestimmten Grenzen zieht,
Muß sich der Geist zu Tode hegen,
Wenn er für sich nicht Grenzen sieht.

Zweites Kapitel.

Chambre-separée in einem café-chantant.

Vor Eröffnung der Scene hört man das 'Mottenlied' von gemischtem Chor gesungen.

Die Nachtfalter.

Es steht eine Leuchte mit flackerndem Schein,
Sie wirft ihre Strahlen in's Leben hinein —
In's Leben der Falter der Nacht.

In's Leben der Armut, in's Leben der Not,
Sie lockt in's Verderben, in elenden Tod —
O hört ihr's, ihr Falter der Nacht?

Wie süß ist die Lust, wie heiter das Glück,
Uns hält nur die Armut vom Leben zurück —
So denckt ihr, ihr Falter der Nacht.

Es stürzen die Armen zum flimmernden Schein,
Verführt und betrogen — in's Unglück hinein —
Verblendete Falter der Nacht.

Ein Knistern, ein Prasseln, ein Klagen und Leid —
Versengt und vernichtet das Flügelkleid —
Euer Schicksal, o Falter der Nacht.

Erste Scene.

Graf Leutenberg und die Sängerin **Josepha Stainer**.

Der Graf ein Sektglas in der erhobenen Rechten, mit der Linken das Mädchen um die Taille gefaßt. Weiter mehr nach links von den beiden, eine mit dunkelrotem Atlas überzogene Canapee, auf welcher ein melusinenhaft kostümiertes Weib in halbfliegender Stellung ruht, dabei ein Bein über das andere geschlagen. Josepha in männlichem Tirolerkostüm: blonder Lockenkopf, kleiner, runder Hut, mit Auerhahnfeder fest in den Nacken geschoben, freier, offener — ja fast ausdrucksloser Blick und verlebte Miße. Desgleichen — nur noch auffallender — bei der Melusine, welche herausfordernde Frechheit und cynischen Spott zur Schau trägt. Zwischen Josepha und der Melusine — alias — **Maria Stiddel** — rittlings auf einem Stuhl, der **Leutenant von Brischwitz** mitten in einer dichten Tabakswolke. Weiter ein dritter Lebemann, ein **Freiherr von Zaundorf** auf seinem Schoße ein blutjunges Mädchen, Josephas Schwester, **Lennerl**.

Zu der Mitte dieser modernen Bacchantengruppe — mit der Zither auf den Knien — ein viertes Singvögelchen leichten Fluges — **Bärbel Schwarzhofer**, ihres grellgelben Kleides und der fennelblonden Haare wegen „Kanarienvogel“ genannt. Im Hintergrunde — zu beiden Seiten der Eingangstür — stehen auf hohen Piedestalen zwei Statuetten, die eine Venus von Milo, und die andere Diana von Versailles vorstellend. Im Centrum des Ganzen ein reichgedeckter Tisch, hauptsächlich Getränke, Früchte u. s. w.

Maria Stiddel seufzend. Ach, wenn doch nicht immer wieder auf den beglückenden Mondscheinzauber die ernüchternden Unterbrechungen durch den Sonnenstrahl folgen würden.

von Brischwitz. Hören Sie doch, nun so hören sie doch — Sie, da — Sie, Kanarienvögelchen — Fräulein Kanarienvogel, singen Sie noch einen Hymnus auf das Verbotene, aber nicht so langstielig wie das Mottenlied. Ihre Muse wird sich doch noch nicht erschöpft haben?

von Zaundorf. Nur keine Mißgeburt zur Welt bringen. Keinen Gassenhauer, der das Ohr beleidigt. Zu **Lennerl**. Nicht wahr Du mein — süßes armes Hascherl? Er schauelt sie auf dem Knie. Hopp, hopp, hopp — Pferdchen lauf Galopp — über Stock und —

Lennerl zaghaft. Ach, lieber Herr, lassen S' g'nug sein —

Die Melusine mit verschleiertem Lachen. Vor allen Dingen beleidigt eine Mißgeburt das ästhetische Gefühl, mein Herr.

Josepha zu Leutenberg. Schaun' S', dös is halt der ganze Zauber.

Leutenberg zerstreut. Was denn, mein Süßer —? Bieht sie lachend in seine Arme. Wohl die ästhetischen Gefühle?

Josepha. Ach, nein. Den Kram versteh i net.

von Prischwitz. Sing uns ein Lied, Frau Nachtigall, ein Lied voll Lust und süßem Schall. Nur ästhetisch muß es sein. Na, also. Es ist doch recht lächerlich bei unserer Gesellschaft. Wenn in einer schlimmen Handlung der Teufel selbst als Anstifter entdeckt wird, so werden die übrigen Sterblichen von allen Sünden absolviert. Der alte Satan ist nun einmal schon eine Anstands-dame. Wagt aber ein Sterblicher das erste schwere Wort zu einer leichten Tat zu sprechen, so sind wir alle gleich bereit, ihm das Genick zu brechen. Tut's der Teufel, so freut man sich und sagt: Der alte Herr hat nichts von seiner Jugendfrische eingebüßt, sogar Fliegen frißt er — Tut's aber ein Mensch, so heißt es: Wie unmoralisch, wie schamlos ist er —

Sie geruhten zu befehlen, Maria —?

Die Melusine. Bei Ihnen, Herr Offizier, ist der ästhetische Teil ihres wertvollen Ich's wohl sehr stark ausgebildet, was? Die Herren lachen und die Mädels kichern.

von Prischwitz. Hast recht, Mädels. Proffit — er trinnt. So stark, daß Du ihn nicht vertragen könntest. Und um im ästhetischen Teilchen abzumagern, bin ich zu Dir gekommen.

Die Melusine. Pfui, ist das aber grob.

von Zaundorf mit selbstgefälligem Lachen. Ihr Wohlsein, meine Herrn, und — auf die neue moralische Entfettungs-

kur. Zu Lenerl. Trink, Mädcl. Du bist mir auch noch zu fett, mußt mag'rer werden, trink.

Bärbel schlägt auf der Zither einige Akkorde an und singt.

Die Schlangenarme meiner Holden,
Das stürmisch Wogen ihrer Brust,
Der Locken Fülle rot und golden —
Sehnsüchtig harr ich süßer Lust.

von Zaundorf zu Lenerl. Armes Hascherl, verspürst Du noch Lust nach der „Lust“?

Lenerl verlegen. Schwester Sepha hat's mir verboten zu antworten. Es schickt sich net. Fragen S' nit.

von Zaundorf lachend. Ob Du Lust hättest? So, so. Wie naiv Du bist, kleiner Schatz. Die Sepha gönnt Dir wohl nichts. Sie beansprucht alles Gute für sich allein. Lirum, larum — das ist nicht geschwisterlich.

Lenerl. Und Mutterl hat's mir auch gesagt.

von Zaundorf trällernd.

O deine Mutter ist ein dummes Weib,
Sie gönnt dir nicht den kleinsten Zeitvertreib.
So höre nicht, was deine Mutter spricht,
Und gieb mir schneller das Bergißmeinnicht.
Da trink, mein armes Hascherl. Wie heißt Du?

Lenerl. Helena Stainer. G'nant ward'i halt das Lenerl. Wir wohnen mit Josepha bei Mutter in der Hofau.

von Zaundorf. Trink, Lenerl, trink, denn wir sind ja noch jung. Der Wein giebt Selbständigkeit, woran es bei Dir g'rad zu mangeln scheint. Profit. Die kleine nippt ein wenig.

Josepha nachdem sie ihrer Schwester aufmerksam zuschaut, zu Zaundorf. Guter Herr, bitte Euch von Herzen, das Kind zu schonen. Sie ist's nit gewohnt.

von Zaundorf.

Lieb' Schwesterherz, magst ruhig sein,
Die Kleine schläft von selber ein.

Wird sich schon gewöhnen. Bei uns gehts ohne
Aufregung.

Leutenberg. Laß sie doch, Josepha.

Josepha. Aber wie könnt Ihr? Soll das Kind auch
schon jetzt —?

Leutenberg achselzuckend. Wieso? Wird noch eine brillante
Carrière machen. Zum mindesten Maitresse eines Mi-
nisterpräsidenten.

Josepha. Hilf Himmel.

Leutenberg. Warum bringst Du sie hierher?

Josepha traurig. Mutter meinte, Venerl würde den
Herrn g'fallen und die werden ihr G'schenke machen —

Maria Stiddel zu von Brischwitz. Herr Offizier, sein G'
g'fällig — ein Glas Sect.

von Brischwitz ihren Wunsch erfüllend. Schönste Melusine,
liebrende Phryne, komme doch, komme doch, komm zu
mir. Eine Bedingung. Produziere Stoff zu einem Ge-
dicht. Ich bin Dichter — moderner Dichter — und
werde sofort ein Liedel verfassen, so à la Bierbaum —
wie ein Katzenjammer mit Katzenmusikbegleitung.

Maria Stiddel. Ein jeder Schuster will heutzutage
Dichter sein. Psui, Herr Offizier, für Euch schießt es
sich nit.

von Brischwitz sie umarmend. Gieb mir, o Muse, die
Kraft zu besingen den Leib meiner Schönen und — der
— der — einen Kuß, Melusine. Allgemeines Gelächter.

Maria Stiddel auf den Ellbogen gestützt sich aufrichtend. Ich
hab's gefunden. Stoff zum G'dicht. Also hören Sie.

Lentenberg zu von Baundorf, der mit Venerl eifrig schäkert. Die Stiddel giebt eine Extra-Serie zum Besten. Silence.

Maria Stiddel. Myrtenkranz und Schleier locken mich nicht mehr, ich habe sie fortgestrichen aus meinem Liebes-A-B-C. Im Taumel vergesse ich, ersticke ich die Sorgen. Nur für heute lebe ich, für mich giebt es keine Zukunft. Nie frage ich nach dem Morgen, wenn eine Nacht der Liebe für mich begonnen hat. Sie hebt das Sektglas hoch. Ich bin glücklich, wenn mein Minutenleben, wie dieser Perlwein im Sektglase hier, prickelt und schäumt. Wenn es allen jungen Mädchen gestattet sein sollte, so zu denken, dann wäre es gewiß recht schlimm. Was meinst Du, Venerl? Aber ich fand den Mut so zu denken, und zu tun, wie ich dachte. Leicht und ohne Ernst, ohne Arbeit, sorgenfrei wollte ich leben. Zuerst protestierte ich blos in Worten, aber Worte, wenn sie öffentlich geworden sind, werden als schon begangene Taten abgestempelt und verurteilt. So wurde ich verurteilt und ausgemerzt, ehe es wirklich geschehen war.

Da schwang ich mein Glas und rief: Myrtenkranz und Schleier locken mich nicht mehr, ich habe sie fortgestrichen aus meinem Liebes-A-B-C.

Ach, ja — nun, habt Ihr's verstanden?

von Brischwitz umarmt und küßt sie; sie gewährt ihm ruhig. Du bist ein Prachtkerl, Melusine. Meine Herren und Damen, ich bitte um Gehör. Besonders den Herrn da — mit der kleinen Zuckerdüte. Er zieht ein weißes, beschriebenes Blättchen hervor und deklamirt ablesend.

Wir liebten uns sehr moralisch
Und aßen Konfekt dazu,
Wir fühlten nie animalisch
Und schliefen in aller Ruh.

Doch einmal — ich kann es kaum glauben —
Erfasste sie weltliche Lust.

Wir sprachen von Ehefrauhauben —

Sie lag mir schwer an der Brust.

Sie faßt' meinen Kopf mit den Händen —

Heiß brannt' auf den Lippen ein Kuß —

Ich ließ es dabei nicht bewenden

Und bracht' sie zum süßen Genuß.

Nachdem mit ihr solches geschehen

Umshlang sie mich fast mit Gewalt —

Ich werde es nimmer verstehen —

Mir wurde es plötzlich sehr kalt.

„Warum ist die Liebe beschränket,
Wozu der moralische Grund?“

Ihr Wort hat mich wol nicht gekränk't,

Doch wurd's vor den Augen mir bunt.

Wir liebten uns nicht mehr moralisch,

Wir tranken auch Wein dazu,

Wir wurden total animalisch

Und hatten nicht Raft noch Ruh.

Schallendes Gelächter und Applaus.

von Zaundorf dem Venerl zustüfternd.

„Warum ist die Liebe beschränket,

Wozu der moralische Grund?“

Leutenberg zu dem von Frischwitz. Kam'rad, hast Du das
Ding verfaßt?

von Frischwitz. Natürlich, wir beide hier, ich und
die schöne Melusine. Gestern nach ruheloßer Nacht.

Leutenberg. Ausgezeichnet, großartig. Sieh' mal
an, auch ein bescheidenes Blümlein, das im Verborgenen
blühen tut.

von Brischwitz geschmeichelt. Ach, Kinderei. Habe viel von dem Zeugsvorrätig. Besonders wenn der Wein in den Kopf steigt, kommt die Muse nachgestiegen. Die Melusine hier kann es viel besser als ich.

Maria Stiddel. Herr Lieutenant — Herr Lieutenant — ein Lied — aber ästhetisch muß es sein.

von Brischwitz. Du hast wol zu viel getrunken, Mädels? **Leutenberg.** Ja, ja — natürlich. Brischwitz, Du mußt singen.

von Brischwitz. Und auch Du, Brutus, Du —? **Leutenberg.** Schieß los, wir hören.

von Brischwitz räuspert sich und singt darauf.

— Sag an, was ist's, mein Freund?

Ein jedes Mädels trägt es

Stets mit sich selbst herum.

Es ist kein gold'nes Ringelchen,

Es ist ein schön'res Dingelchen —

— Sag an, was ist's, mein Freund?

Wenn mir dies Glück gelächelt,

Schweb' ich im Paradies,

Denn außer diesem Dingelchen

Ist nichts auf Erden süß.

— Sag an, was ist's, mein Freund?

Die eine gönnt es vielen,

Die and're geizt damit —

Es ist kein gold'nes Ringelchen,

Es ist ein schön'res Dingelchen —

— Sag an, was ist's, mein Freund?

Und du, mein holdes, süßes,

Mein zucker süßes Kind,

Gönnt ohne gold'nes Ringelchen

Mir dieses schöne Dingelchen.

— Sag an, was ist's, mein Freund?

Sag's mir in's Ohr, mein Bester,
Und nimm dich recht in acht,
Wenn über dieses Dingelchen,
Du Schlimmes hast gedacht.

— Sag's mir in's Ohr, mein Freund.

O garst'ger Schlingel, wisse:
Der Liebsten Honigmund,
Die Rosenlippen sind es —
Und du — ein Schweinehund!

von Zaundorf lachend. Wenn ich offenherzig sein müßte, muß ich bekennen, daß ich einer von dieser gemischten Race bin.

Maria Stiddel. Reue sühnt eine jede Schandtat, mein Herr. Und so auch diese.

Venerl nachdenklich. Wenn's aber doch zu spät kommt?

von Zaundorf ärgerlich. Was Teufel, Ihr habt mir mein Venerl melancholisch gemacht.

Maria Stiddel zu Brischwitz. Soll ich heute zu Dir, oder kommst Du zu mir?

von Brischwitz leise. Ja, ja, aber weiter keine Worte.

Lentenberg steht auf und sieht nach der Uhr. Gleich wird der Vorhang im Bürgertheater fallen.

Josepha tritt zu ihrer Schwester und flüstert ihr zu. Kind, 's ist Zeit. Woll'n wir geh'n. Unter dem Torweg kannst du einen Augenblick auf mich warten. Hab' noch einiges hier — werd' nit lang machen. Josepha geht hinaus, Venerl will ihr folgen, aber Zaundorf hält sie zurück.

von Zaundorf leise. Warte doch noch, hübsches Kind. Schwester Josepha sagte, daß Du noch warten mußt? Schön, sehr schön. Unter dem Torweg wird es zu kalt

sein. Wollen wir in ein Kabinett geh'n und dort hübsch artig warten. Willst Du?

Generl *saghaft.* Wenn's sich schießt. —

von Zaundorf. Aber gewiß, mein Tugendboldchen. Komm. Sie gehen beide von den Anderen unbemerkt hinaus.

Leutenberg. Herr Bruder, auf ein Wort —

von Prischwitz. Bitte, bitte. Was g'fällig —?

Leutenberg. Wir müssen sofort ausbrechen. Das Kabinett ist nur bis ein Uhr vergeben. Gleich ist's dreiviertel, bald kommen die aus dem Theater. Der Platz muß geräumt werden.

von Prischwitz. Aber natürlich, Bruder. Wann sehen wir uns — und wo?

Leutenberg. Morgen wohl kaum. Habe schweren Dienst bei meiner Tante. Hat angenehmen Besuch bekommen und — ja, morgen unmöglich. Verlasse mich auf deine Großmutter. —

von Prischwitz. Aber ich bitte Dich. —

Leutenberg. Vielleicht in Hoppegarten. Wie wär's im Jockeyklub?

von Prischwitz. Werde nicht versäumen. Freut mich. Holde Melusine, wollen wir den Rückzug antreten. Ich bringe Dich in meinem Wagen in die Rosau, von dort fährst Du mich zurück nach Hause. Heute fühl' ich mich verdammt schnoddrig.

Maria Stiddel. Mit Dank quittiert. Aber nur das.

von Prischwitz. Das Weitere versteht sich von selbst.

Maria Stiddel hat über die Melusinentracht ihr Straßenkostüm übergeworfen und den Hut aufgesetzt. Mein Cavalier, mein Ritter ohne Furcht und Adel, Ihren Arm — zu Leutenberg. Wir wünschen Euch und uns schön gute Nacht. Beide ab.

Zweite Scene.

Leutenberg. *Josepha* kommt allein zurück.

Josepha. Muß ich schon nach Hause, Böldel?

Leutenberg gähmend. Ja, bald. Ein paar Minuten kannst Du noch verweilen. *Knöpft sich den Wassenrock los, zündet eine Cigarette an und setzt sich auf die Causense.*

Josepha. Willst mir wohl 'nen Vortrag über Deine neueste Flamme halten?

Leutenberg wieder nach der Uhr sehend. *Josepha* —

Josepha. Willst wieder unbescheiden sein, Iahmlocketer Schlingel, du? Denkst wol, die *Josepha* hat nix dagegen?

Leutenberg ihre Bärtlichkeit schroff zurückweisend. Heute wird nichts daraus. Ich erwarte meinen Freund, er wird gleich erscheinen.

Josepha. Woll'n beisammen Deinen Freund erwarten.

Leutenberg. Nein, nein, es geht nicht.

Josepha bitter. Warum soll's denn nicht? Meinst wohl, ich könnte ohne Bezahlung nicht liebenswürdig g'nug sein?

Leutenberg. Laß das. Es geht heute nicht. Morgen, ein anderes Mal, nicht heute. *Er lacht plötzlich auf.* Obgleich er Schauspieler von Beruf ist, könnte er Dein Lehrmeister in Tugend und Sittsamkeit sein.

Josepha weinerlich. So bin ich jetzt sogar für'n Komödianten nicht anständig g'nug. Und wer ist daran schuld?

Leutenberg. Aber Mädels —

Josepha. Ja, Du, Du — Du bist an allem Schuld.

Leutenberg. Von Dir ist garnicht die Rede, zum Teufel. Der Pannosius liebt keine Weibergeellschaft. Verstehst du 's endlich?

Josepha. Ach, herrjeh — der Pannosius vom Burgtheater. Der Komödiantenkönig — ja, ja — der wird bald vom Papst heilig gesprochen. Er hat doch seine eigenen Damen vom Theater, uns braucht er natürlich nicht.

Leutenberg. Du wirst ordinär, mein Mädel.

Josepha. Heute giebt's also keine Extrabeilage?

Leutenberg. Mädel, Du bist wahrhaftig betrunken.

Josepha. Vom schlubrigen Wein, no. I verspür' no nix, Herr Ritter Blaubart.

Leutenberg gähneud. Warum nennst Du mich, Blaubart'?

Josepha. So — o — o — Gew. gräßliche Gnaden haben wol schon vergessen — — ?

Leutenberg. Was denn?

Josepha. In voriger Woche hat der Herr von Blaubart einen späten Besuch bei der frommen Maria sich gestattet. Ist kein Geheimnis.

Leutenberg. Bei der da —, der Stiddel?

Josepha. Ja, bei der schönen, holden, guten, reinen Stiddel bist Du gewesen, nachdem Du Dich mir versprochen hattest. Die Stiddel hat es mir selbst erzählt.

Leutenberg. Aber, Kind —

Josepha. Ba, ba, ba — leugnen hilft nix.

Leutenberg ärgerlich. Das fällt mir auch garnicht ein. Was kimmert es Dich, bist Du etwa neidisch?

Josepha. Jessas, Schatz — Sie rückt wieder näher zu ihm.

Leutenberg. Geh, geh — heute geht's nicht, verstanden? Du mußt jetzt fort von hier, Pannosius wird gleich hier sein — und er —

Josepha. Aber versprichst D' mir, daß die Stiddel sich nicht mehr vor mir breit machen wird? Du wirst nie mehr zu ihr geh'n, versprichst's mir?

Leutenberg. Es ist genug, Josepha, — geh.

Josepha aufdringlich. Nur noch ein Wörtel, ein kleines Wörtel, Schatz.

Leutenberg. Nein, geh jetzt. Ich werde Dich später rufen lassen, wenn's nötig sein sollte.

Josepha. Und wenn Josepha eigensinnig ist und nicht kommen will?

Leutenberg. Kommt die Josepha nicht, so kommt die Maria bestimmt.

Josepha höchst erregt. Sacra, mei Tod — nein, nein. Ich geh' in's Wasser, i kratz Dir die Augen aus.

Leutenberg. Mach, daß Du gehst. Josepha wendet sich zum gehen. Josepha —

Josepha traurig. Was befiehlt der Herr Graf?

Leutenberg. Du weinst, Josepha? Hat es Dir weh getan?

Josepha. O nein. S' haben recht, i hab' z'viel g'trunken. Wenn man so selten, wie ich, mit feinen, hochgebor'nen Herrschaften verkehren tut, so —

Leutenberg. Aber so sei doch nicht kindisch, Sepha. Wie ich seh, muß ich mit Dir heute ein ernstes Wort reden. Siehst Du, wir sind doch recht alte Freunde schon, also müssen wir aufrichtig zu einander sein. Bald werden schon fünf ganze Jahre verflossen sein — seit jener Nacht im Gasthause.

Josepha. Ah ja, da war ich noch ein recht dummes Ding, so wie das gute Venerl — o noch viel schlimmer. Aber schön war es doch, Poldel — zuerst natürlich nicht, erst später —

Aber verzeihlich ist es doch, daß ich leichtsinnig war. Siehst Du, Poldel, ich — ein bettelarmes, dummes Ding und Du — ein wirklicher Graf, ein hübscher, forscher

Bursche. Aber weißt D', Du warst damals ganz wie unser Bubi — wirklich. Nur daß Bubi kein Graf ist. —

Leutenberg *seufzend.* Ja, ja — wir müssen aufrichtig zu einander sein. Willst Du, Josepha?

Josepha. Ich habe noch nie gelogen. Frage mich, und ich will Dir antworten.

Leutenberg. Fragen habe ich Dir nicht mehr zu stellen. Zwischen uns kann es keine Fragen mehr geben, Josepha. Wir haben viel fröhliche und schöne Stunden zusammen verlebt, wofür ich Dir herzlich dankbar bin. Du bist ein vernünftiges Mädel und wirst verstehen, daß unser Verhältnis einmal ein Ende finden muß.

Josepha. Ja, das fürcht' ich auch schon längst.

Leutenberg. Wir sind oft beide leichtsinnig gewesen. Du verzeihst es mir, und ich verzeihe es Dir — so sind wir moralisch quitt, nicht wahr?

Josepha. Dir habe ich nichts mehr zu vergeben. Du weißt's doch, das Bubi — das süße Bubi. —

Leutenberg. Ganz offen muß ich es Dir gestehen, daß ich bald heiraten muß und — dann geht es nicht mehr. Bubi bleibt für's erste natürlich bei Dir; ich werde schon dafür sorgen, daß aus ihm ein braver Kerl wird — und auch meine liebe, kleine Josepha werde ich nicht vergessen. Du kannst ohne Sorgen und ruhig sein.

Josepha *an seinem Halse.* Ich weiß, Boldel, ich weiß — Leutenberg steht auf, Josepha hält ihn immer noch mit beiden Armen umschlungen. Sie sprechen weiter kein Wort mehr und gehen langsam in ein Nebenkabinett. Die Scene bleibt leer. Da kommt plötzlich Venerl hereingestürzt, sie ist bleich im Gesicht und verstimmt. Das Haar zerzaust, verwühlt, und das Kleidchen zerknüllt und eingerissen. Sie läuft im Zimmer hin und her, bald nach rechts, bald nach links — vor der Thür zum Kabinett, in welchem Josepha und Leutenberg sind, bleibt sie stehen und lauscht. Sie hört ein leises Flüstern, sie ruft zaghaft mit heiserer Stimme.

Venerl. Sepha, Schwester — Sepha —

Josepha *aus dem Kabinett.* Gleich, gleich — Venerl, bist Du's?

Dritte Scene.

Generl, Josepha, dann Leutenberg.

Josepha aus dem Kabinett.

Generl eilt der älteren Schwester entgegen und weist sich an ihre Brust.
Komm, Sepha, komm schnell fort von hier. Der widerliche Kerl — der alte Affe da —

Josepha. Gott, wie siehst Du aus —

Generl weinend. Bei Gott, ich bin unschuldig —

Josepha. Ich dacht's mir, der alte Lump — der Schandbube —

Generl. Sepha, Sepha — hilf mir — Leutenberg kommt aus dem Kabinett.

Josepha. Weine nicht, Generl — komm woll'n wir gehn. Mutterl wird warten.

Generl aufkreischend. O Himmel, was wird Mutter sagen — ?

Leutenberg. Brauchst Du Geld, Josepha?

Generl leise. Er wollte mir auch Geld geben —

Leutenberg. Hast Du Geld nötig?

Generl leise. Ich nahm das Geld und warf es dem Satan in's G'sicht — er wurde zornig — und ich — und er — sie schluchzt — o es tat so weh, so weh —

Leutenberg. Warum antwortest du nicht?

Josepha. Glauben S', daß man mit Geld jeden Hunger, jeden Durst stillen kann — ?

Leutenberg. Philosophier doch nicht und nimm. Ihr habt es nötig, Kinder.

Generl leise. Sepha, wirf's ihm in's G'sicht.

Leutenberg. Wenn Du es nicht willst, Sepha, so denke daran, daß unser Bubi auf der Welt ist.

Josepha nimmt das Geld, dann bricht auch sie plötzlich in Tränen aus, ergreift die Hand des Grafen und bedeckt sie mit Küssen. Gott lohn's Euch, Herr Graf. Lebt wohl — ich werde nie vergessen, was Ihr mir gethan habt — zu Gott werde ich beten — mög' Er Euch — zu Generl. Komm, wir wollen nach Hause geh'n. Die Schwestern gehen ab.

Leutenberg Topfschüttelnd. Seltjames Mädchen. Er Klingelt nach dem Kellner, der Kellner kommt.

Vierte Scene.

Leutenberg. Der Kellner.

Der Kellner. Der Herr Graf befehlen — ?

Leutenberg. Bitte mich heute nicht zu verleugnen, wenn — zwei Herrn nach mir fragen sollten. Die Herren sind gebeten — meine Gäste.

Der Kellner verbeugt sich. Sehr wohl, Erw. gräfliche Gnaden.

Leutenberg. Herr Doktor Walter und — der Hofschauspieler Pannosius.

Der Kellner. Den Herrn Hofschauspieler kenne ich. Sehr wohl, Herr Graf.

Leutenberg. Schön. Also Sie bitten die Herren um ihre Karten und, wenn's die richtigen sind, so führen Sie dieselben zu mir — hierher.

Der Kellner sich tief verbeugend. Soll g'schehn, Herr Graf. Sonst noch was g'fällig?

Leutenberg. Sie können gehen. Ich danke.

Der Kellner entfernt sich, kommt aber bald darauf wieder zurück.

Leutenberg. Was giebt's?

Der Kellner. Der Herr Doktor Walter.

Leutenberg. Freut mich. Der Kellner ab.

Fünfte Scene.

Leutenberg. Dr. Walter.

Leutenberg. „Spät kommt ihr, doch ihr kommt“ — die Vorstellung hat wohl außergewöhnlich lange gedauert, lieber Doktor? Sie begrüßen sich.

Walter. Schön guten Abend. Auf die Zeit habe ich überhaupt nicht geachtet. Es war so schön, daß man mit Leichtigkeit Zeit und Raum vergessen konnte. Großartig war es, großartig — kann ich Dir sagen. Dieser Abend muß mit gold'nen Lettern in den Annalen der Schauspielkunst verzeichnet werden. Großartig, sagte ich, und zum dritten Mal muß ich es sagen: Pannosius' Hamlet ist noch nie dagewesen. Eigenartig und neu die Auffassung, eigenartig in Mimik, Vortrag u. s. w. — ja, sogar in der Schminke, könnte man fast sagen, lag etwas ganz Besonders, Eigentümliches — so ganz „von des Gedankens Blässe angekränkt“ und — verklärt, durchleuchtet — von einem heiligen, inneren Feuer.

Leutenberg lachend. Wird wohl Natur gewesen sein, lieber Doktor. Pannosius steht mit der Kosmetik leider auf Kriegsfuß, und in den äußersten Fällen schließt er einen kurzen Waffenstillstand ab.

Walter. Gewiß, gewiß, ja — das wird es wol gewesen sein. Es schien nämlich alles mehr als natürlich zu sein. Großartig, ich finde keine Worte mehr. Er setzt sich.

Leutenberg. Hast Du erraten können, was ich mit Pannosius und Dir heute geplant habe?

Walter. Noch nicht. Gib mir Bedenkzeit. Die Flaschenbatterie erblickend. Ach, wieder den alten Schlemmer Lufullus gefeiert?

Leutenberg. Ein wenig, ja. Gute Freunde und Kameraden — wir waren unter uns.

Walter mit komischem Pathos. O tempora, o mores. Statt in den Musentempel zu gehen —

Leutenberg schnell. Gehe ich zu den Musen selbst. Jawol.

Walter. Statt in den Musentempel zu gehen, einen lumpigen Obolus in den Gotteskasten zu werfen und das Priestertum der wahren Kunst in Pannosius zu bewundern — sitzt der moderne Lukullus hier und feiert Bacchanalien. Heidentum, modernes Heidentum — Er lacht gemüthlich vor sich hin.

Leutenberg. Die Rolle des Schiller'schen Kapuziners steht Dir total nicht zu Gesicht, lieber Doktor. Doch — andres Thema — — weshalb nimmst Du Deinen göttergleichen Hamlet nicht gleich beim Wickel?

Walter. Ich war mit Kind und Kegel. Hindernder Ballast, ja.

Leutenberg raucht eine Cigarette an. Deine Frau fühlt sich also besser?

Walter. Danke, es geht. Nervosität — mehr Einbildung, als wirkliche Ursache. Ja, Gottlob, ist wieder gesund. Doch giebt es kein angenehmeres Thema zu behandeln, als gerade die teure, bessere Ehehälfte? Doch — à propos — Du ließt vorhin böse Absichten mit mir und deinem Hamlet durchblicken. Könntest Du mir nicht das Rätsel erleichtern?

Leutenberg. O ja, sehr einfach. Du weißt doch wohl schon, daß Pannosius nicht allein Mime, sondern sogar Schriftsteller ist? Bisher hat er es ja freilich nur mit Novellen, kurzen Erzählungen und sogar — Märchen versucht. Jetzt aber ist er mit zwei größeren Arbeiten beschäftigt. Die eine ist dramatisch, die andere ist — na, Du kennst sie ja, es läßt sich eben schwer bestimmen — ‚Zukunftsvisionen‘. Das erstere heißt — wie ich Dir schon sagte — ‚Herostrot‘.

Walter. So, so — ja — Herostat. Und das andere frei nach Jules Verne oder Belamy?

Leutenberg. Beides in einer Person und noch mehr davon. Seine Phantasie ist wie ein uferloses Meer. Ich hätte fast einen Schwindelanfall bekommen, als er mir ein Kapitel aus den Visionen vorlas. Nun — ja — das ist für's erste noch Nebensache.

Walter. Und die Hauptsache, der langen Rede kurzer Sinn?

Leutenberg. Er hat den Herostat fast beendet, und das Stück soll hier an der Hofburg aufgeführt werden. Er versprach mir heute nach der Vorstellung eine Probe-scene vorzudeklamieren und bat sich Nachsicht aus, da er wohl sehr müde und angegriffen sein würde.

Walter. Aber gewiß, gewiß. Das wird gewiß ein sehr genußreicher Abend werden. Tausend Dank, lieber Graf.

Leutenberg. Keine Ursache. Aber dürfte ich eine Bedingung stellen?

Walter. Und die wäre — ?

Leutenberg. Du mußt mir versprechen, über Kunst-sachen mit ihm so wenig als nur möglich zu reden.

Walter. Ja, gewiß, gewiß. Ich verstehe aber nicht so recht —

Leutenberg. Er liebt es nämlich nicht. Du mußt es vermeiden. Abgemacht?

Walter. Gewiß, gewiß. Wo mag er aber so lange stecken? Es ist jetzt schon eine gute halbe Stunde vergangen.

Leutenberg. Er sucht sich wohl ein passendes Kostüm.

Walter. Ach, im Rollenkostüm wird er den Herostat darstellen?

Leutenberg. Ja, er hatte es versprochen.

Walter. Eine vielseitige Persönlichkeit, das muß ich sagen.

Leutenberg. Ganz recht. Pannosius ist kein Duzendmensch. Original durch und durch, sammt Seele und Leib.

Walter. Was ist er früher gewesen.

Leutenberg. Er hieß vor der Bühne nicht Pannosius, sondern Alfred Blumental.

Walter. Blumental? gewiß, gewiß, Blumental, ja.

Leutenberg. Blumental, Alfred Blumental — ganz recht. Im Privatverkehr liebt er es mehr, wenn er Blumental genannt wird.

Walter. Aber die Vergangenheit? Hat er Unannehmlichkeiten im Leben gehabt und daraufhin auf den Brettern sein Heil gesucht, oder fühlte er sich von vorn herein dazu berufen; wie?

Leutenberg. Darüber kann ich Dir wenig erzählen. Ich weiß nur soviel, als daß er Theologie studiert, das Corpsleben mitgemacht und dann alles Göttliche an den Nagel gehängt hat. Es wird gemunkelt — der Bruder meines neuen Cousinchens, von der Wellen, auch ein Livone, erzählte es mir — nämlich, daß ihm zuerst das Farbenband zerschnitten worden wäre, und dann erst soll er Ballet gesagt haben.

Walter. hm, hm —

Leutenberg. Mit dem gewöhnlichen Maßstabe darf er nicht gemessen werden, denn Künstler sind aus anderem Holze geschnitten. Wir müssen es ihm hoch anrechnen, daß er sich endlich entschlossen hat, hierher zu kommen. Bisher hat der Sonderling alle meine derartigen Vorschläge total abgeschlagen. Viele Salons unserer Gesellschaft stehen ihm offen, aber sein dummer Stolz verbiete es ihm, wie er sagt, praktische Schlüsse daraus zu ziehen. Auf

morgen plane ich eine ganz besondere Überraschung für ihn. Nämlich meine Cousine, Fräulein von der Bellen, hat mir aufgetragen, ihn endlich einmal kirre zu machen und zur Tante Kausch hinzuluchsen. Zureden macht Soldaten, sagt man nicht so?

Walter. Gewiß, gewiß. Der Kellner öffnet die Eingangstür und tritt ehrerbietig zurück.

Sechste Scene.

Die Vorigen. **Blumental-Pannosius** tritt ein.

Der **Kellner** legt ein mittelgroßes Badet auf einen Stuhl rechts von der Thür und verschwindet. **Pannosius** — hoch, schlank, bleiches, bartloses Gesicht, römisches Profil, tiefliegende, schwarze Augen mit leidenschaftlich-schwermütigem Blick; ruhig und gemessen im Benehmen, welches aber hin und wieder eine stark nervöse Natur verrät.

Leutenberg ihm mit einem Sectglase entgegenehend. Es lebe unser Talma. Verzeih — Du bist gewiß sehr müde — nach der Vorstellung wird es wohl nicht mehr möglich sein? Doktor **Walter** hat es mir erzählt. Ich schämte mich nicht wenig, als ich es hörte.

Pannosius. Du glaubst wol, meine Gedanken weilen beständig im Reiche der bemalten Leinwand und des Souffleurkastens? Es hieße die Kunst übertreiben, wenn sie hinter den Koulissen gleichfalls geübt werden sollte.

Leutenberg. Meine Herren, wollen wir die Kunstfragen heute ruhen lassen, und wollen wir besser Naturfragen behandeln. Ein Gläschen Sect gefällig?

Pannosius. Kaffee würde mir mehr zusagen.

Walter. Mir wie aus der Seele gesprochen. Habe die Güte, mein Bester, — Stimmenmehrheit — triff die nötigen Anordnungen.

Leutenberg. Schön, schön, aber — Ale, Chartreuse oder Sanct Benedikt? Sanct Benedikt bringt uns dem Himmel näher.

Walter. Sanct Benedikt sei's Panier. Und Sie, Herr Blumental?

Pannosius. Ich füge mich gleichfalls der Stimmenmehrheit, und außerdem habe ich in diesen Fragen keine eigene Überzeugung.

Leutenberg klingelt nach dem Kellner, welcher sofort erscheint und das Gewünschte schnell zur Stelle schafft.

Walter zu Pannosius. Ich hoffe, daß Sie das Gefstrige mir nicht übelgenommen haben. Ich besitze leider die schlimme Angewohnheit das, was ich denke, unumwunden und gradheraus auszusprechen.

Leutenberg. Da kann ich für ihn antworten, er ist über Empfindlichkeit erhaben. So kleinlich sind wir nicht, lieber Doktor.

Walter. Wenn ich es glauben dürfte, so sollte es mich von Herzen freuen.

Pannosius. Über die Jahre der Empfindlichkeit, Herr Doktor, bin ich schon längst hinaus. Doch dürfte ich die Herren jetzt bitten — er steht auf und nimmt das Packet unter den Arm — ein Bröbchen aus meinem ‚Herostat‘ anzuhören und dann einen Urteilspruch zu fällen. Oder sind die Herren müde?

Leutenberg und Walter wie aus einem Munde. Nein, nein — total frisch — gewiß nicht —

Leutenberg. Aber, bitte, weshalb sind wir hier?

Pannosius. Ich muß aber vorher bitten, diese Frühgeburt meiner Phantasie nicht zu streng zu beurteilen.

Leutenberg. Nun los. Wir hören. Aber erst muß die Scene hergerichtet werden.

Pannosius liest ab. „Im Haine der Cumeniden. Zwischen hohen, reichbelaubten Bäumen ein kleiner, freier Platz, dessen Mitte mit Steinplatten gedeckt ist. Auf den

Steinplatten ruht ein Altar. Hinter demselben stehen auf hohen Postamenten aus schwarzem Marmor die drei Göttinnen der Rache. Es ist halbdunkel, nur durch die Baumstämme schimmert hin und wieder das Abendrot.

Leutenberg. Woher sollen wir das Abendrot nehmen? Den Hain, den freien Platz hätten wir hier. Die Göttinnen der Rache sind auch sogar zur Stelle.

Walter. Es sind aber bloß zwei, woher nehmen wir die Dritte?

Leutenberg. Eine leere Sectflasche muß aushelfen. Hast du was dagegen?

Pannosius. Nicht das Geringste. Ich denke sogar, daß es besser sein würde, statt der beiden Göttinnen dort noch zwei Flaschen zu nehmen.

Leutenberg. Aber wozu? Die Herrichtung der Scene und die Kosten, welche damit verknüpft sind, nehme ich auf mich.

Pannosius. Ich bin einverstanden. Richtete Du also die Scene her, ich ziehe mich hier in dieses Kabinett zurück. Wenn es aber sehr schlecht ausfallen sollte, bitte ich Gnade vor Recht walten zu lassen. Ich bin heiser, müde und abgesspannt. Ab in's Kabinett.

Leutenberg. Hilf mir jetzt, Doktorchen. Bis zum Koulissenschieber hätten wir es glücklich gebracht. Sie improvisieren eine Bühne, der Tisch in der Mitte wird nach rechts geschoben, so daß in der Mitte ein freier Raum übrigbleibt, auf welchem die Postamente mit den beiden Göttinnen und einer Sectflasche zu stehen kommen.

Siebente Scene.

Die Vorigen. Pannosius-Herostrat.

Herostrat.

Die Abendshatten steigen schon hernieder.
Die blaue Welle schläft im Uferjande,

Der Abendwind hat längst verweht des Tages Klageslieder —
Und in die Wolken ragen, kaum dem Auge sichtbar,
Von Nebel leicht verhüllt, die grauen Bergesriesen.
Und diese Nacht träuft süße Wollust in die schlaffen Glieder,
Sie wärmt und schmeichelt und erweckt Gefühle,
Betäubt und lindert Schmerz und giebt der Hitze Kühlung.
Die Blumen leben auf, sie atmen süße Düste,
Und in den Hainen schallt der Nachtigall berauschernder
Gesang.

Doch — ach — mir scheint's, als ob in dieser Frühlingsnacht
Vom Göttersitze heit're Genien sich herniedersenkten
Und auf die Erde ihre schönen Gaben streu'n:
Die Gabe der Begeist'ung und Verzückung
Und den Betrug beseligender Träume.

O glücklich der, dem in den Schatten solcher Nächte,
Im stillen Winkel einer menschenleeren Straße,
Oder im Dunkel eines abgeleg'nen Gartens
Geheimnisvoll Mysterien der Liebe sich erschließen.

O glücklich, vielmals glücklich der, dem heller
Denn am Firmamente der ew'gen Sterne rätselhaft Ge-
funkel,

Die Flammenblicke der Geliebten voll Begehren verheißungs-
voll entgegenblinken.

O glücklich der, dem jene Liebesblicke
Die Glut der Zweifel und der Widersprüche
Im Keim ersticken und zu nichte machen.

Auch glücklich der auf Reutenberg hinweisend — der an be-
setzter Tafel

Im Kreise seiner Freunde und Genossen
In Überfluß und Üppigkeit die Nacht durchschmauset,
Erheitert durch den Wein und schöner Frauen Reize.
Doch wenn allein, verlassen — du durchs Leben wandelst?

Und wenn du, wie ein Bettler, verstoßen bist von jener
Freudentafel,
Und wenn der Schlaf und das Vergessen dein heißes
Antlitz flieht —
Wenn rastlos dich Gedanken und der Drang nach Wahr-
heit quälen,
Dann hüte dich vor jenen stillen Freudenächten:
Dein dumpfer Schmerz wird in der Stille reden.
Sein lautes Schreien wird die Ruhe stören.
Ringsum ist's still, nur in der Seele Tiefen
Und auf dem Grunde deines schweren Herzens
Erschallt ein Hilferuf nach höherer Gerechtigkeit und Wahr-
heit.

Niemand harret meiner,
Und niemand brennt vor Ungeduld
Mich an sein übervolles Herz zu pressen.
Und wenn ich an die Türe irgend eines Freudenmädchens
klopfen würde
Getrieben von der Liebe wilden Wünschen, —
So würde jene mir in ahnungsvoller Furcht zur Antwort
geben:
„Hinweg, du flößt mir Furcht und Widerwillen ein.
Sinnloser Herodrat, verschone mich.“

Bin ich denn wirklich sinnlos? Ja, wer kindlich
schreckhaft
Und engen Herzens mich beurteilt, der mag irren —
So wie das helle Licht der Finsternisse Ausgeburten
schrecket,
So schein ich furchtbar allen Freudenjöhnen,
Und allen kindlich gläubigen Gemütern,
Und allen, die erfüllt von süßer Lebensgier.

Ich war es, der mit mitleidslosem Wort
Durch Zweifel Seelenfrieden störte.

Ich war es, der im würz'gen Duft der Blume
Der Lüge tiefverstecktes Gift entdeckte —
Und furchtlos schleudert ich in Spott und in Verachtung
Den Urtheilsspruch der Selbsterkenntnis kühn entgegen
Den Traumbefangenen mit ihren toten Göttern.
Den Gottesdienern und der Gottheit Priestern rief ich
Verachtungsvoll und ohne Furcht und Zagen:
„Schamlos betrüget Ihr das Volk und beuget
Den Nacken vor dem kalten Marmor selbstgeschaffner
Götter.“
— Und selbst bin ich verstoßen von der Menge.

Leidenschaftlich.

O muß ich leben, auf den Tod zu warten,
Mich mühen, leiden, — um darauf mit allem,
Was ich geschafft, gelitten und durchdacht
In's stumme Grab für alle Zeit — für Ewigkeit — zu
steigen?
Dort giebt es keine Wiederkehr, verschlossen
Ist jener schwarze Mund des Grabes.
Der Nachwelt bleibt verschlossen unser Wesen.
Doch wenn der Seele schweres Stöhnen —
Durch Qualen ausgepreßt — die Zeit erschüttern wird —
Und wenn die Schmerzenslaute in der Nachwelt Zeiten —
Nach mir — erwecken würden Furcht und Zweifel?

O durch den Lichtstrahl unterdrückter Wahrheit
Wird' ich die Lüge und die Falschheit blenden.
Die Wichtigkeit der Menschen zu beleuchten
Soll eine Fackel meine Hand erfassen —
Und auf die Schande aller spät'ren Zeiten
Wird einem Leidensbruder und Gefährten
Ein Siegeszeichen — triumphierend — mächtig —
Aufmunternd und erhebend seine Strahlen werfen.

Es ist die Fackel, die zu Grabe leuchtet,
Wenn eine Welt im Menschen abgestorben.

Und dieser Fackelbrand

In meiner festentschloss'nen Hand

Wird leuchten weit in's Land hinein —

Bis in der Nachwelt ferne Zeiten.

Es wird der Frührotschein

Von einer neuen, bess'ren Welt,

Von neuem Ruhm, und neuen Taten sein.

Nach einer Pause.

Jetzt steh ich hier an dieses Haines Grenzen,

Als Knabe wich ich scheu von ferne aus.

Doch jetzt?

Nicht frommer Schauer begleitet meine Schritte,

Nicht finst'res Grauen flößt ihr mir ein —

Ich stehe in eures Haines Mitte,

Grau'volle Göttinnen, ich bin allein.

Steigt hervor aus den Tiefen, wohlan!

Strafet den Frevler, der euch erweckt.

Bewohner des Tartarus, rächt euch am Mann,

Dessen Frechheit die Gottheiten neckt.

Lehrt doch der Priester, daß keinerlei Frevler
Gueretwillen bleibt ungesühnt?

Also vernichtet den Staubgebor'nen,

Der euch zu höhnen sich schamlos erkühnt.

Er tritt näher an den Altar.

Spricht nicht die Sage, daß die Tantaliden,

Bis in den Tod von eu'rem Zorn verfolgt,

Nie Ruh und Frieden konnten auf der Erde finden?

Oder ist Lüge das? Wenn's aber nicht so ist,

Bezeuget mir die Wahrheit eurer Macht,

Damit ich seh, daß sie nicht angedichtet, ausgedacht.

Ihr rührt euch nicht? So hab' ich recht geglaubt,
 Daß eurem Sein, wie jedem Pöbelwahne,
 Die Wahrheit fehlt, die euch unsterblich macht.
 Ihr seid mir nicht lebend'ge Rachegeister,
 In mir ist eurer Gottheit Schrecken längst erstorben,
 Mir seid ihr tot, weil euch der Sinn genommen,
 Wodurch ihr sonst lebendig wirken könntet:
 Der Glaube schwand, mit ihm die Furcht, das Dunkel —
 Und tot seid ihr für meinen lichten Geist! —
 Ihr seid, was ihr gewesen: furchtbar, schrecklich
 Dem Schwachen, der vor seinem eig'nen Schatten zittert,
 Wenn an Gewissensangst die Seele fränkelt.
 Ihr seid, was ihr gewesen: eitler Wahn
 Demjen'gen, der auf eig'ne Kraft sich fußend,
 Zum höchsten Ziele strebt, das je den Geist gelockt.
 Blendwerk und Schein, die ihr die Sinne narrt —
 Marmor und Stein, steht für euch ein! —
 Seid ihr die Wahrheit und kein leeres Wort
 So schützt euch selbst und den heiligsten Hort.

Fallet und sinket — er erhebt die Hand, unschlüssig läßt er sie wieder sin-
 ken, dann stößt er entschlossen das Piedestal mit den Göttinnen um. —
 zersplittert in Stücke — Krachend stürzen die Bilder auf die
 Steinfliesen; eine dichte Staubwolke verhüllt auf einen kurzen Augenblick den
 Altar der Göttinnen. Herostrat faßt sich an die Brust.

Sind das nicht Tränen, die an's Licht sich drängen?
 Will nicht ein weibisches Gefühl mein Herz beschleichen?
 O Götter — sich besinnend nein, ihr seid aus Stein und
 tote Wesen,

Ihr könnt nicht fühlen, könnt auch nicht verstehen,
 Was in der Seele eines Kindes vorgegangen,
 Da es sein liebstes Spielzeug hat zerbrochen.
 Aus Übermut und unbewußt zerbricht es Schönes, Buntes,
 Und helles Lachen tönt von seinen frischen Lippen;

Doch dann erblickt es bunte Splitter, Fezen —
Und kann nicht glauben, daß sie einst ergözen konnten
— Durch ihren Glanz, durch ihre Flitterschönheit.

Und Tränenschleier überzieh'n das helle Auge,
Und Trauer preßt ein feuchtes Perlchen auf die Wange.
Dieweil der Kindheit Spielzeug hier zerschmettert liegt,
Soll klagen ich —? Soll weibisch mich erweisen —?
Nein, nein, nicht weiter, Herostrat, was abgetan,
Ist abgetan und — will begraben sein.

Lauschend neigt er den Kopf auf die Seite.

Wehe, sie kommen? — es dröhnt in den Tiefen —
Sie steigen herauf. Wehe, so war es kein böser Traum.

Er beruhigt sich und gewinnt seine Fassung wieder.

Nein, es war das Herz, das mir im Leibe klopft —
— Nicht ihr. Ihr seid vernichtet,
Weil ihr nie gewesen, was ihr schient zu sein.

Er setzt sich auf die unterste Stufe des Altars und schaut nach oben.

Der Wind rauscht durch des Haines Wipfel,
Äste knarren, abgestorb'ne Blätter fallen von den früh-
lingsfrischen Bäumen.

Ach, nach solcher Heldentat ist die Welt wie schmucklos,
reizberaubt —

Laß mich endlich — Geist — in Ruhe träumen — träumen.

Einen Mord begehen,

Blut vergießen —

Rache säen

Und die Saat nicht fürchten,

Da zur reifen Frucht sie wird?

Frei genießen,

Wenn der Geist in Banden schmachtet,

Wenn die Glieder Kettenlast bedrückt —

Oder wenn der Leib vom Wurm zerfressen,

Den das schwache Fleisch geschafft?

Dann ist glücklich der, den es betroffen,
Denn er darf vertrauend hoffen —
Hoffen auf der Götter Schutz! —
Doch wenn eine Sklavenseele
Seinen freien Gott gemordet —
Wenn ein stolzer Geist vom Widerspruch durchdrungen
Jenem Gott das Dasein abgeleugnet —
Dann versinke in den Tartarus.

Er steht schnell auf.

Götter, ewig seid ihr nie gewesen,
Denn der Geist der Welt hat euch geboren,
Doch geformt der Geist der Zeit —
Adoptiert der Geist der Ewigkeit.

Der Geist der Welt, der Geist der Zeit
Sind wenig sich verschieden.
Ganz anders der der Ewigkeit,
Den ich bisher gemieden.

Wie groß und mächtig, rätselvoll
Er meinen Geist berühren tut —
Ein Urquell, wo das Leben quoll.
Wo Kraft und Schaffen ruht.

Wie einer Flamme wilde Wut,
Die Frage in mir brennt —
O gieb mir Ruhe, kühl die Glut,
Die keine Kühlung kennt.

Wie tatest Du es, Du großer Geist? —
Eröffne mir dein Wesen.
Das Buch der Bücher läßt mich nichts
Von deinen Rätseln lösen.

Doch wärest Du in einem Satz
Als Wesen formulieret,

Mein Sinn hätt' Ruhe von der Haß,
In der er sich verlieret.

Es wirrt mir Geist, es wirrt mir Sinn:
Die Fragen endlos fließen.
Ach, gib mir Deinen Schlüssel hin —
Und laß mich Dich erschließen.

Kraft aus der Kraft, gib mir ein Zeichen,
Die Fragen martern fürchterlich!
Die Zweifel Fragen müssen weichen,
O Gott der Wahrheit, gib mir Dich!



„Vater, steh im grünen Rohr
Hüpfst ein Flämmchen dort empor!
Dorthin, wo die Weiden hängen,
Will ich geh'n, das Flämmchen fangen.

Bleibe, Kind, an meiner Hand!
Sumpf ist dort, nicht festes Land!
Und ein Irrlicht ist die Flamme,
Die dort tanzt am Weidenstamme.“

Drittes Kapitel.

Scenerie des zweiten Kapitels. Blumental-Pannosius ist abwesend, wohl noch in Vorarlberg oder auf dem Semmering befindlich. In der Mitte ein Tisch, auf welchem voll- und halbgefüllte Flaschen, Gläser, Wurst, Käse, Schinken und dergleichen auf Tellern stehen; daneben ein abgegriffenes Spiel Karten. Dichter Tabaksqualm zieht sich durch die Luft.

Erste Scene.

Blumentals **Zimmerwärter** und ein **Lohndiener** sitzen gemütlich plaudernd, rauchend und trinkend am Tisch in der Mitte.

Der Lohndiener mit heiserer Stimme grüßend.

An der blauen Donau — liegt mei Heimatland —
Hab' es freili nimmer — ordentli gekannt —

Der Zimmerwärter. Warum denn nit?

Der Lohndiener. No, was meinst, warum? Brauchst nit zu glauben, daß i die Tschechen lieb — könn'n mir g'stohlen werd'n.

Der Zimmerwärter. Na, also?

Der Lohndiener singend.

An der blauen Donau — liegt mei Heimatland —
Hab' es freili nimmer — ordentli gekannt —

Juhe — juhe — juchiahia — he —

Weil i halt nie einen klaren Kopp gehabt hab'.

Der Zimmerwärter. Hahaha — ha. Wohl bekomm's — Pröstel, Bruderherz, auf den nationalen Witz laß uns einen kippen — sie stoßen an und trinken.

Der Lohndiener. Pannosius erscheint in der Thür. Bei meiner Seel', was will der Herr da, schau — ist's nicht am End' — ? steht respektvoll auf.

Zweite Scene.

Die Vorigen. Blumental-Pannosius.

Der Zimmerwärter erschrocken aufspringend. Jesus — Maria — Joseph, der Herr sind schon heimgekehrt — ?

Pannosius. Meinen Koffer und den Reisefack nach oben schaffen. Der Fiaker wartet unten.

Der Zimmerwärter. Gnä' Herr, verzeihn S', daß ich so ohne Ihr Wissen — ich hab' heute G'burtstag — und hier mein Freund —

Pannosius lächelnd. Ihren Freund so kennen zu lernen, freut mich herzlich wenig. Hättet Euch an passenderem Ort Rendezvous geben können. Der Fiaker ist noch nicht bezahlt. Hier das Geld — flink — giebt ihm welches.

Der Lohndiener will dem anderen nachschlüpfen, Pannosius hält ihn aber zurück.

Pannosius. Warten Sie einen Augenblick. Der Lohndiener kratzt sich verlegen hinter'm Ohr. Ich habe Ihnen ein Auftrag zu erteilen. Wie ich seh', sind Sie frei. Zur Strafe für's ungebetene Gastieren hier müssen Sie einen Gang für mich tun. Hier ist die Adresse — Maria-Theresien-Straße — dort wohnt die verwitwete Generalin von Rausch, verstanden ?

Der Lohndiener. Sehr wohl, Ew. Gnaden nimmt die Adresse in Empfang.

Pannosius. Sie gehen dort in die Portierloge und fragen, ob die Generalin wirklich verreist sind, wohin — und ob allein. Verstanden?

Der Lohndiener. Sehr wohl, Ew. Gnaden.

Pannosius drückt ihm Geld in die Hand. Den Namen des Auftraggebers hübsch verschweigen, Mann. Nicht meinen Namen nennen, auf keinen Fall. Richten Sie die Mission befriedigend aus, so folgt mehr davon.

Der Lohndiener grinsend. Discretion ist Ehrensache Ew. Gnaden. Schaan's, dös is halt mei Specialfach. Sofort soll'n S' bestellt ha'n macht einen tiefen, linkischen Bückling und geht. Meine Nummer ist hundert und drei, Ew. Gnaden ab.

Pannosius allein. Woher diese Unruhe? Betrachtet kopfschüttelnd den Tisch mit den Speiserefern. Eine saub're Gesellschaft. Zieht den Mantel aus und legt Hut und Handschuhe auf das Spiegeltischen rechts. Hier scheint sich nichts verändert zu haben und doch — alles beim Alten, wie's mir scheint. Ob's dort auch so ausseh'n sollte? Leutenbergs Briefe wurden immer spärlicher. Er wollte mir mündlich große Neuigkeiten berichten und jetzt scheint auch er sich in ein vielsagendes Schweigen gehüllt zu haben. Vielleicht ist er auch verreist? Hoppegarten und Freudenau interessierten ihn in der letzten Zeit wenig. Es muß seine Gründe haben. Die schöne Gesina Belloni soll es auch nicht mehr verstanden haben, ihn zu fesseln. Er schweigt in tiefes Nachdenken versunken. Wie groß der Unterschied zwischen einst und jetzt. Als ich hier meinen Einzug hielt, die Brust von hohen Hoffnungen geschwellt, eine glänzende Perspektive öffnete sich meinen Blicken, alle meine geheimsten Wünsche schienen sich spielend zu erfüllen — und jetzt? — bleibt mir nur noch eine versunkene Glanzepoche in der Erinnerung.

Wie ein prächtiges Feuerwerk verknatterte diese Zeit. Es war doch schön.

Ich stehe noch immer auf derselben Höhe — in den Augen der Menge. Mich aber ekelt es, es widert mich an. Seufzend. Wieder beginnt das Grimassenschneiden, Gefühle heucheln. Die traurigste Traurigkeit meiner Kunst, der schale Kern meiner Bühnenmysterien. Die Menschen merken es nicht, daß alles nur zum Hohn gemacht wird, und jubeln frenetischen Beifall.

Dritte Scene.

Pannosius. Der **Zimmerwärter** schleppt die Reisekoffer herein.

Pannosius. Sind die Morgenblätter schon abgegeben worden?

Der **Zimmerwärter.** Zu dienen. Sofort.

Pannosius. Damit hat es keine Eile. Ist in meiner Abwesenheit außer Ihren werten Gästen noch jemand dagewesen, zum Beispiel — der Graf Leutenberg.

Der **Zimmerwärter.** Nein, der Herr Graf sind nicht dagewesen, aber das lustige Fräulein — na —

Pannosius. Fräulein Benedetti — ?

Der **Zimmerwärter.** Ganz recht. Fräulein Benedetti ist zweimal hiergewesen und hat gefragt, wann Sie endlich zurückzukehren gedenken. Ich wußte natürlich nir genaueres zu sagen, da —

Pannosius. Das glaube ich.

Der **Zimmerwärter.** Und dann ist noch ein junger Mann zu wiederholten Malen g'wesen. Er wünschte dringend Sie zu sprechen. Seinen Namen hat er nicht nennen wollen, ein sehr junger Herr war's. Der Herr

Graf sind aber keinmal hiergewesen. Pannosius wirft seinen Rock ab und macht sich an einem der Koffer zu schaffen, er entnimmt demselben einen dicken Stoß Papiere, welche er auf den Arbeitstisch legt; währenddem räumt der Diener den Tisch in der Mitte ab.

Pannosius. Einen Blick in das Entreezimmerchen werfend. Gehen Sie mal und fragen Sie den jungen Mann, der da wartet, was er hier wünscht.

Der **Zimmerwärter** geht und kehrt gleich darauf zurück. Es ist derselbe junge Herr, der nach Ihnen schon gefragt hat. Er bittet, wenn es Ihnen möglich ist, um eine kurze Unterredung.

Pannosius den Rock wieder anziehend. Wie heißt der Herr?

Zimmerwärter. Hellmut Gimpel. Ist schon fünf Mal gewesen. Sie sind g'wiß reisemüd', ich werd' ihn bitten, sich morgen herzubemühen.

Pannosius. Nein, mag er nur kommen. Hoffentlich ist es bloß ein harmloser Kunstaffe.

Vierte Scene.

Pannosius. **Gimpel.**

Pannosius. Was verschafft mir die Ehre?

Gimpel zaghaft. Ich bitte Sie sehr um Entschuldigung, verehrter Herr Pannosius. Es handelt sich um eine Kleinigkeit. Das heißt — pardon — für mich von kolossaler Wichtigkeit, sonst hätte ich es nicht gewagt Sie zu belästigen, verehrter Herr. Hätte ich gewußt, daß Sie erst heute heimgekehrt sind, so wär' ich bestimmt nicht so taktlos und rücksichtslos gewesen.

Pannosius amüßert. O das tut nichts.

Gimpel ein wenig mutiger. Sie kennen mich doch schon — oder sollten Sie vergessen haben? Vor sechs Wochen brachte ich Ihnen einige schwache Erzeugnisse meiner plumpen Feder. Sie waren so gütig und freundlich —

und versprachen mir Rat und Hilfe. Sie hatten die Freundlichkeit mir zu versprechen, dieselben durchzublätern, mich auf die vielen Fehler und Mißgriffe aufmerksam zu machen, mich zu belehren, mir Rat zu erteilen. —

Pannosius. Ja, ganz recht, jetzt fällt es mir endlich ein. Sofort, bitte — setzen Sie sich gefälligst dort auf den Stuhl — so lange. Gleich, gleich — er geht zum Bücherschrank und entnimmt demselben einige Manuskripte Sind das die Kinder Ihres Geistes?

Gimpel blöde. Ja, das sind sie leider.

Pannosius nach kurzem Nachdenken. Und Sie wollen mein Urtheil hören?

Gimpel leise Ja.

Pannosius. Offen gesagt, junger Mann — Sie könnten einiges leisten. Sie haben leider einen falschen Weg eingeschlagen, das kommt aber sehr häufig vor.

Gimpel. Ach so — wirklich?

Pannosius setzt sich ihm gegenüber in den Lehnstuhl und sieht ihn prüfend an. Gehören Sie auch zu denen, die den beneidenswerten Vorzug besitzen, aus nichts etwas machen zu können?

Gimpel verlegen lächelnd. Denselben Vorwurf habe ich schon früher, von anderer Seite hören müssen. —

Pannosius. Kritifizieren will ich Sie nicht, junger Mann, verurteilen auch nicht, aber ich will Ihnen meine Meinung sagen. Nehmen Sie hier zum Beispiel — Ihre „Moderne Resignation“.

Ich habe sie einmal durchgelesen, aber — sehen Sie — ich werd' sie Ihnen vorlesen, und dann sagen Sie mir selbst, welchen Eindruck dieses defadentische Phrasengeklimper auf Sie macht. Liest das Gedicht vor.

„Auf des Meeres Grunde,
Auf goldigem Sande

Ruht eine Muschel
Sie liegt und verlandet.
Auf den Höhen des Lebens,
Auf reinen Wegen
Wandelt ein Mensch.
Er kommt und verschwindet.
Auf abschüss'gen Bahnen
Gleitet ein and'rer.
Er stürzt und versinkt
In ein ewiges Dunkel.
Hoch am Himmel,
Im nächtlichen Dunkel
Leuchten und flimmern
Viel herrliche Sterne.
Sie kommen und gehen,
Versinken und fallen
In ewiges Dunkel.
Wer bleibt von uns allen?
Wo ist die Seele?
Ist sie unsterblich —
Oder das Leben
Ist nur ein Leuchten,
Ist nur ein Flackern —
Und — ein Erlöschen?
Nein — Pannosius schüttelt den Kopf, als ob er
eine lästige Fliege abwehren müßte.
— dein Körper
Ist doch die Muschel
Und deine Seele
Ist doch die Perle.
Birgt doch die Muschel
In ihrem Schoße

Prächtige Perlen?
Liegt nicht im Menschen
Die Perle der Seele?
Sie reifet entgegen
Dem göttlichen Lose
Der ewigen Pracht.
Mögen die Sterne
Mit ihrem Gefunkel
Sinken und fallen —
Die Perle der Muschel,
Dem Menschen die Seele!
Sie geben den Beiden —
Freuden und Leiden.“

Soll das etwa poetische Philosophie sein? Ehrt man auf diese Weise im Worte den Gedanken? Ihre Gedanken — hier — verstehe ich natürlich soweit als sie Gedanken sind und soweit als sie nicht Ihr Eigentum, sondern Gemeingut sind. Die Menge — dort unten — kennt sie schon länger als wir beide zusammen. Und was meinen Sie selbst? Ist es nicht eine höchst eigentümliche Stimmung, ein geradezu — sinnloser Hauch, der sich durch dieses Phrasengeklimper hinzieht? Ich will Ihnen keinen Vorwurf daraus machen, nicht im geringsten, denn — die moderne Dichtung hat viel, sehr viel dergartiges aufzuweisen. Ein Gedicht ist eine Eintagsfliege. Die kühnenden Quellen und Rinnsale der Poesie, welche unsere prosaische Lebenswüste bewässern und sogar hin und wieder auf kurze Augenblicke blühende Oasen schaffen, verrinnen spurlos im Sande der Zeitlichkeit. Es ist nichts beständiges. Um einen so wichtigen und billigen Preis kauft man sich keine Unsterblichkeit. Das sind alles Irrlichter, mein Freund, welche Sie auf falsche Bahnen geleiten wollen.

Nehmen Sie aber hier dieses Gedichtchen — „Ein altes Lied.“ Wie einfach und doch — wie beredt sind diese wenigen Zeilen. Sie duften freilich stark nach Lenau und Melancholie lächelnd — aber schwärmerischen Backfischen gefällt es gerade. Er liest.

„Ein altes Lied.“

„Es stand ein Blümlein
Am grünen Wiesenrain —
Verlassen und allein.

Da kam ein Schmetterling —
Ein schönes munt'res Kind —
Von Wesen und Gesinnungsart
Wie alle Flatterlinge sind.

Er sog den Tau aus seiner zarten Blüte
Und sagte ihm so manches süße Wort,
Dann rief er noch ein heit'res „Gott behüte“ —
Und flog in aller Eile fort.

Doch eine Erle stand daneben,
Sie blickte leidvoll auf das Blümlein hin:
„Ich sah dich wachsen, sah dich blühen —
Und liebte dich — daher ich traurig bin.“ —

In ihren Zweigen rauscht der Abendwind
Geheimnisvolle Klagelieder —
Das Köpfschen sinkt beim schönen Blumenkind
Am abgewelkten Stengel nieder.“

Dann ist hier noch ein kleines Verbrechen, welches mir recht gut gefallen hat. Es ist auch sehr einfach. Er liest

„Selig, selig sind“ —

„Die Mutter sitzt am Bettchen ihres Kleinen.
Die Stunde schlägt, bald ist es mit ihm aus —

Er hört nicht mehr der Mutter leises Weinen,
Er träumt von einem großen, schönen Haus. —

Mit vielen Fenstern, tausend hellen Lichtern —
Mit großen Sälen voller Glanz und Pracht —
Darinnen ein Gewimmel von Gesichtern —
Wer weiß, wer dieses schöne Haus gemacht?

Der Kleine lächelt und des Fiebers Hitze
Bringt Täuschung seinem regen Kindergeist:
Er sieht sich auf des Hauses höchster Spitze,
Wie er als Englein arme Vögel speist —

Und freudig klatscht er in die heißen Hände:
„Mama, Du siehst in Tränen häßlich aus.
Du weinst — warum? die böse Not hat bald ein Ende,
Wir ziehen in ein großes, warmes Haus.

Du wirfst nicht mehr die Nächte durch Dich plagen
Mit spitzer Nadel Dir die Finger stechen
Und über mich und meine Streiche klagen —
Ach, Mutter — sieh, ich kann nicht weiter sprechen.“ —

Die Mutter beugt sich über ihren Kleinen.
Die Stunde schlug, die Seele zog hinaus —
Und ruhig fragt die Armste ohne Weinen:
Wohin? Wohl in das große, schöne Haus?“ —

Pannofius. Wenn alle Ihre Gedichtchen in dieser Art wären, so könnte ich Ihnen zu weiteren Versuchen nur — Glück wünschen. Aber leider ist es auch mit diesem Glück, wie mit einem jeden anderen, wir müssen es des Endes wegen fürchten.

Gimpel schüchtern einwendend. In der Resignation wollte ich nur kurz andeuten, aus welchen Gefühlen — das heißt, pardon, — aus welcher Stimmung sich meine arme Muse die spärlichen Blüten gepflückt hat.

Pannosius. Ach, ich verstehe. Sie meinen wohl von sich selbst? „Daß sie die Perle trägt, das macht die Muschel krank?“ — Also befinden Sie sich im süßen Irrtum, daß in Ihnen eine derartige Perle steckt?

Gimpel *erröthend.* Durchaus nicht, verehrter Herr Pannosius. Ich wollte bloß sagen, daß meine — daß — daß ich —

Pannosius *höhnisch.* Daß Ihre Perle viel zu gut ist, als vor die Säue geworfen zu werden?

Gimpel *völlig die Fassung verlierend.* Aber — Herr — Herr Pannosius, Sie lassen mich garnicht zu Wort kommen.

Pannosius. Bitte, bitte.

Gimpel. Sie würden sich entschieden irren, wenn Sie glauben sollten, daß ich vom herostratischen Größenwahne befallen. Was ich hier zusammengeschrieben habe — ich weiß es selbst — es ist nichts von Bedeutung. Da der Augenblick es mir eingegeben, so dachte ich im Augenblick, ob dieser Augenblick mir nicht materiellen Nutzen bringen könnte. Ich wollte bloß dichten. —

Pannosius *schnell.* Es ist recht hübsch von Ihnen, daß Sie bloß wollten. Setzt erlauben Sie mir noch eine Frage zu stellen. Ihre Gedichte habe ich, so gut als es möglich war, verstanden. Was ich aber auf keine Weise begreifen kann, das ist diese „Phantasie“ hier. Würden Sie mir erklären können — ?

Gimpel. Diese „Phantasie“ ist nämlich das erstgeborene Kind meiner Muse.

Pannosius. Ach, sehr gut gesagt. Doch Sie verzeihen, wenn ich Sie wieder unterbreche? Die Phantasie, wollen wir sagen, ist ein schönes Weib, das mit einem jeden Toren buhlt — ohne Unterschied des Alters. Sie verspricht dem Bedauernswerten, der sich von ihren ver-

lockenden Reizen hinreißen läßt, die Ehe, und macht ihn darauf zum Hahnreih. Ich meine darunter nicht Ihre „Phantasie,“ die Phantasie im Allgemeinen ist so. Nach einer kurzen Pause fortsetzend. Die Phantasie, junger Freund, ist eine gefährliche Meze, welche jetzt schon alt geworden ist und die sich hauptsächlich unter der arglosen Jugend ihre Opfer sucht. Solchen jungen Leuten, wie Sie, verdreht sie am liebsten die Köpfe.

Gimpel aufstehend. Es war unnütz, daß ich mit der verunglückten „Phantasie“ anfang. Sie ist meine erste Probe, und ich hatte in sie deshalb größere Hoffnungen gesetzt. Ich glaube Ihnen herzlich gern, daß ich dazu nicht berechtigt war. Wie ich sagte, ist die „Phantasie“ das erstgeborene Kind meiner unerfahrenen Muse und — wie man gewöhnlich sagt — lieben Eltern ihr Erstgeborenes mit besonderer Zärtlichkeit und Hingebung. Diese Entschuldigung genügt Ihnen doch hoffentlich?

Bannosius. Wirklich, meinen Sie? Ich kann Ihren Vergleich nicht glücklich nennen, denn Sie reden von einer unnatürlichen Affenliebe eingebildeter und beschränkter Mütter. Die Liebe zu den Kindern muß gleich sein. Übrigens, ja — Liebe macht blind und taub.

Gimpel. So schwer es mir auch wird, ich muß mich Ihrem Urteil unterwerfen. Doch erlauben Sie mir, noch bevor ich von hier fortgehe, Ihnen ein kleines Gedichtchen vorzulesen, welches ich gestern spät in der Nacht verfaßt habe?

Bannosius. Bitte, bitte. Ich bin neugierig.

Gimpel liest vor.

„Überwundener Standpunkt“

„In deinen Augen wogt' ein Meer der Bounne,
Dein Augenstern schien meinem Glück zu leuchten,

Dein Antlitz voller Klarheit, wie die Sonne,
Vor dem sich slavisch Herz und Seele beugten.

Du warst mir alles!

Die Wahrheit selbst schien mir in dir zu wohnen,
Der Reinheit Spiegel lag in deinem Blick,
Du solltest — du allein — in meinem Herzen thronen,
In deine Hände legt ich mein Geschick.

Du warst mir alles!

Du warst mein Abgott und mein Lebensziel,
Du warst mir Liebe, Hoffnung — süßer Wahn!
Ich haßte alles, was dir nicht gefiel,
Und liebte alles, was dir zugetan.

Du warst mir alles!

Doch jene Strahlen, die aus deinen Augen flogen,
Und deiner Sterne glückverheißend Funkeln —
Ach, alles — Lieb' und Wahrheit sind erlogen —
Der Stern erlosch und ich —? Ich blieb im Dunkeln.

Nichts bist du mir jetzt!

Die Sonne, die mir heiter leuchtend glühte,
Verlor den Schein in Finsternis und Sterben;
So auch der Blick, der Wahrheitsfunken sprühte.
Der Reinheit Spiegel lag vor mir in Scherben —

Nichts bist du mir jetzt!

Tot ist die Liebe jetzt in meinem Herzen,
Aus tausend Wunden blutend lebe ich.
Mein Lebenspfad ist jetzt ein Weg der Schmerzen,
Nur nach Vergessenheit im Grabe strebe ich.

Nichts bist du mir jetzt!

Schon längst hätt' ich dies Leben mit Verlangen
Als läßt'ge Bürde ruhig abgeschüttelt —

Der Lieder Klänge sind's, die mich gefangen,
Die mit dem Leben meinen Schmerz vermittelt.

Du warst ein Irrlicht,
Nach dem ich gehezt —
Du warst mir Alles,
Nichts bist du mir jetzt!"

Pannosius. Ausgezeichnet, junger Dichter. Das Mädchen, welches Sie so meisterhaft besingen, ist Ihre eigene Muse. Haben Sie mich verstanden?

Gimpel. Meine Muse?

Pannosius. Ja, ja, so verstehen Sie mich doch: Ihre eigene Muse, welche Sie in's Verderben bringen wird, wenn Sie nicht erkennen, eh' es zu spät ist, daß diese klägliche Muse ein heimtückisches Irrlicht ist.

Gimpel. Noch immer kann ich es nicht verstehen. Wenn Sie mir aber gestatten, so spreche ich ein anderes Mal vor, wenn Ihre Stimmung zu mir günstiger sein wird und ich Sie besser verstehen werde. Es ist recht rücksichtslos von mir, Ihre Geduld noch länger auf die Probe zu stellen.

Pannosius herzlich. Sie irren sich wieder, Herr Gimpel. Ihr Besuch hat mich sehr erfreut und ich bitte Sie denselben bei Gelegenheit zu wiederholen. Noch schmeichle ich mir nicht mit der Hoffnung eine Rettungsmedaille verdienen zu können, aber nun, die Zeit wird's lehren.

Gimpel freudig. Ich bin Ihnen sehr dankbar. Wenn Sie nichts dawider haben, bringe ich Ihnen nächstens meinen „Ahasver“ mit. Ich schreibe schon einen ganzen Monat daran. Es ist ein Gedicht in zwölf Gesängen.

Pannosius eine enttäuschte Miene aufsehend. Ach —

Gimpel. Ich bin mit der größten Begeisterung bei der Sache.

Pannosius mit wahrhaft cynischem Lachen. Mit Begeisterung? Die Begeisterung ist für viele eine wohlfeile Dirne. Es ist eine leichtfertige Tänzerin in lustigem Gewande, welche uns plötzlich in die Arme schließt und mit uns — ehe wir uns dessen versehen können — in wildem Tanze dahinschießt. Nachdem sie uns so eine Weile in schwindelndem Wirbel hin und her gedreht hat, verläßt sie uns und verschwindet wie eine Seifenblase im Äther der Unendlichkeit. Er schöpft tief Atem. Oder ich stelle mir die Begeisterung als eine tiefverschleierte Gestalt vor, welche uns unerwartet erfaßt und uns in sinnverwirrendem Wirbeltanze entführt. Ehe wir zur Besinnung kommen können, sind wir an einem tiefen Abgrunde angelangt. Die geheimnisvolle Gestalt läßt uns laut hohnlachend fahren und hebt den Schleier, welcher ihr wirkliches Wesen verhüllt hatte. Enttäuscht treten wir zurück: ihre widerwärtige Häßlichkeit hat uns erschüttert und — vom Schwindel der Verzweiflung erfaßt — stürzen wir hinab in die bodenlose Tiefe. Er atmet noch einmal tief auf.

Gimpel. Sie gestatten mir, hochverehrter Herr Pannosius, daß ich mich jetzt entferne?

Pannosius. Bitte. Glauben Sie, junger Mann, daß es unter den sogenannten „gottbegnadeten Künstlern, Dichtern und Schriftstellern viel glückliche Menschen gegeben hat? Denken Sie doch an die Worte: „Daß sie die Perle trägt, das macht die Muschel krank.“ Und in dieser Perle liegt schon der Keim ihres Unglückes, ihres großen Schmerzes. Können kranke Menschen glücklich sein? Sie glauben doch noch an Ihre Seele? Können kranke Seelen glücklich sein? Nein, nein, nein.

Ich kann Ihnen nur einen Rat erteilen: greifen Sie nie mehr zur Feder, wenn ein unsichtbarer Dämon

Ihnen berückende und sinnverwirrende Worte in's Ohr flüstert. Viele nennen diese verderbliche Stimme — verächtlich. — den dichterischen Genius, es ist aber dieselbe Stimme, welche Eva im Paradiese zurief: „Nimm und isß. Das ist der Apfel, der dich klug und gottähnlich macht.“

Sei es die Begeisterung oder die Phantasie, welche in den verlockendsten Gestalten an Sie herantreten, — ein Kampf mit diesen Sirenen ist fast unmöglich, er erfordert unbeugfamen Mut und übermenschliche Kräfte. Wer von uns Sterblichen kann dafür stehen, daß er den Krallen dieser lockenden Sirenen entschlüpfen könnte, wenn er sich schon einmal mit ihnen eingelassen hat? — Lassen Sie sich's gesagt sein: die Phantasie ist eine Sirene. Sie singt wunderbare Melodien, doch — wehe dem Unglücklichen, der sich von ihren Gesängen betören läßt. Die Sirene zerfleischt seine Seele — allmählich, aber todes-sicher, richtet sie den Bedauernswerten zu Grunde.

Jetzt leben Sie wohl. Freundschaftlich habe ich Ihnen geraten und wenn Sie meinen Rat in törichter Verblendung nicht befolgen sollten, so würden Sie nicht einmal die Zeit finden, es von Herzen bereuen zu können. Leben Sie wohl. Gimpel will gehen. Nehmen Sie gefälligst Ihre Manuscripte mit und bewahren Sie dieselben zum Andenken an diese Stunde auf. Gimpel nimmt die Papiere und will sich in sichtbar heftiger Gemütsbewegung entfernen. Pannosius ist ruhig, kalt und stolz. Herr Gimpel, noch einen Augenblick, wenn ich bitten darf. Gestatten Sie mir die Frage, kennen Sie den Beruf eines wahren Dichters? Wissen Sie überhaupt, mein junger Freund, in welchem Verhältnis der Dichter zu seiner Kunst stehen muß?

Gimpel. O ja, ich glaube es zu wissen. Der wahre Dichter läßt seine sterblichen Mitmenschen nicht in der

Erdennacht verzweifeln, er jagt auch nicht Irrlichtern nach, sondern er richtet die Blicke der Menschen — an den unruhig flackernden Irrlichtern vorbei — nach oben, auf die in reinsten Klarheit prangenden Sterne des Himmels.

Pannofius. Schön. Sie sprechen wie ein Schüler, der seine Lektion gut gelernt hat. Auch über diesen Irrtum muß ich Sie aufklären. Setzen Sie sich, bitte, dort in jenen Sessel — und hören Sie — er nimmt ein kleines Heft zur Hand, blättert, schlägt das Gesuchte auf und liest.

„Moderner Dichterling und seine Muse.“

„Hoch oben auf dem Felsen
 In klarer, reiner Luft,
 Wo Sonnenstrahl und Bläue
 Den Blick zur Freiheit ruft —
 Hoch oben auf dem Felsen,
 Zart über tiefer Klust,
 Wo gift'ge Dünste schleichen
 In trüber Nebelgruft —
 Dort hauset auf der Höhe
 Ein grauf'ges Ungetüm,
 Ein schrecklich Doppelwesen
 Trotz üpp'ger Schönheit Blüh'n:
 Es thront auf Zack'gem Steine
 Ein Mädchen wunderhold;
 Sie ist von Götterschöne,
 Ihr Haar wie gleißend Gold;
 Die grauen Augen schießen
 Gar rätselvollen Blick,
 Wen dieser traf, den lockt es
 Und stößt's zugleich zurück,
 Den zieht's in ihre Nähe
 Mit magischer Gewalt,

Den zwingt es fortzueilen
In einen nahen Wald,
Wo Vogelsang und Schwazgen
Von jedem Zweig ertönt
Und loc're Weisen pfeisend
Den ernstestn Gast verhöhnt.
Es schaukelt auf den Zweigen
Im bunten Prunkgefieder
Und schmettert durch die Lüfte
Gedankenlose Lieder:
„Du nasche Fliege, Menschlein,
Surrst emsig durch die Luft,
Erreichst im Spinnenetze
Dein Ziel und deine Gruft.“
„Du nasche Fliege, glaubst wohl,
Daß deiner Flügel Kraft
Dir hohen Zweck des Lebens —
Unsterblichkeit — verschafft.“
„Des Ruhmes stolze Fackel,
Du Ausgeburt der Nacht,
Hat allen Mottengeistern
Schimpf, Elend, Tod gebracht.“
Doch solche Vogelweisheit
Mit heit'rem Sinn gepaart
Hat selten einen Streber
Vor Untergang bewahrt,
Zu spät vor Spinn'geweben
Und deren Zweck gewarnt,
Kann er sich nicht befreien
Vom Netz, das ihn umgarnt.
„Es thront auf zack'gem Steine
Ein Mädchen wunderhold,

Sie ist von Götterschöne,
Ihr Haar — wie gleißend Gold“ —
Ein heißes Sehnen treibt ihn
Mit wilder Macht zurück.
Er klagt sich an der Torheit,
Wie nach verschmähtem Glück.
„War's Träumen oder Wachen,
War's mir ein Hirngespinnst,
Daß hinter ihrem Lächeln
Der Tod mich angegrinst?
War's Irrtum oder Blendwerk,
Daß ihres Kleides Saum,
Daß ihrer Lippen Röte
Benezt mit blut'gem Schaum?
Sei's Täuschung oder Wahrheit,
Was mir verwirrt den Sinn!
Ich muß sie nochmals schauen,
Ich gehe zu ihr hin —
Auf Knieen will ich liegen
Vor ihrer Schönheit Macht,
Will ihre Gunst erbetteln
Für eine einz'ge Nacht.
In ihren Armen ruhend,
Den schönsten, süß'sten Tod
Von ihren Lippen trinken
Im frühesten Morgenrot.“

Da schallt es von der Höhe
In's Thal den Wald entlang:
Es ist ein seltsam Klingen,
Ein tiefer Geisterfang.

Bald tönet es wie Klage,
Bald wie ein Freudenlied,
Bald hoheitsvolle Ruhe,
Bald Sturm die Luft durchzieht.
Dann leises Säufeln wieder,
Dann wilder Racheschrei —
Sirenenlieder klingen —
Ersterben — sind vorbei! —
Und drunten in dem Tale
Auf blumenreicher Au
Ein Dichterjüngling ruhte
Im frischen Morgentau.
Er war hier eingeschlummert
Am kühlen Silberbach.
Die Lyra und der Lorbeer
Zu seinen Häupten lag.
Der Jugend Unschuldsschimmer
Verklärte sein Gesicht;
Er träumte süße Träume,
Woran es nie gebricht,
Von Ruhm und ew'gem Lorbeer,
Von der Unsterblichkeit.
Von Weibertreu und Reichthum,
Von schöner Friedenszeit.
Und als er jetzt erwachte,
Schien's ihm sehr wunderbar,
Daß jener Traum kein Trugbild,
Die schönste Wahrheit war:
Hoch oben auf der Klippe,
Hart über'm Felsenrand,
Sieht er die Jungfrau sitzen,
Die ihm ein Traum gesandt,

Die ihn dem Traum entrissen,
Für die sein Herz entbrannt.
Sie sitzt auf zack'gem Steine,
Die Jungfrau wunderhold,
Sie ist von Götterschöne,
Ihr Haar — wie gleißend Gold.
Aus ihrem Auge strahlet
Der räthselvolle Blick —
Der Jüngling sieht's, ihm schaudert —
Er zuckt vor ihm zurück —
Es zieht nach seinem Herzen
Ein Strom, wie Eis so kalt —
Und zwingt in ihre Arme
Mit magischer Gewalt —
Unwiderstehlich treibt ihn
Der Jugend Phantasie
Zu jenem Quell der wahren
Und reinsten Melodie,
Nach dem mit mächt'ger Stimme
Sein Herz verdürstend schrie.
„Ich lebte wie im Traume,
Ich wandelte im Schlaf.
Ich war kein wahrer Künstler
Oh' mich dein Auge traf.
Lehr mich die schönsten Lieder,
Lehr mich den schönsten Sang,
Belebe meine Seele,
Befruchte jenen Drang,
Den Drang nach ew'ger Schönheit,
Nach höchster Poesie.
Laß mich noch einmal kosten
Die Wundermelodie.“

Auf Knieen will ich liegen
Vor deiner Schönheit Macht,
Will deine Gunst erbetteln
Für eine einz'ge Nacht —
In deinen Armen ruhend,
Den schönsten süßsten Tod
Von deinen Lippen trinken
Im frühesten Morgenrot.“

.

Im Tale hört's ein Hirte,
Es überläuft ihn kalt —
Mit seiner Lämmerherde
Zieht näher er zum Wald.
Er kennt die alten Sagen
Vom hohen Felsenort,
Er kennt die Liebesklagen
Vom blut'gen Steine dort;
Er weiß, daß eine Seele
Geopfert wird am Stein;
Ihm ahut, daß die Sirene
Es wird gewesen sein,
Die jenen Jüngling lockte,
Die listig ihn verdarb,
Und daß in diesem Säuseln
Sein letztes Lied erstarb.

.

Der Jüngling auf dem Felsen
In ihren Armen liegt,
Durch Lieder und durch Locken,
Durch Zaubermacht besiegt —

Hat er sein Ziel errungen:
— Den schönsten, süß'sten Tod
Von ihren Lippen trinken
Im ersten Morgenrot! —
Zum Abschied hat der Jüngling
Sich nochmals aufgerafft
Und stöhnt sein letztes Liedlein
Mit Aufwand aller Kraft:
„Obgleich Du Schönheit heuchelst
In deiner Truggestalt —
Obgleich Du mich vernichtet
Mit herzloser Gewalt —
Obgleich Du meine Seele
Zerfleischt und zerseht
Und statt des ew'gen Lorbeers
Mir Dornen aufgesetzt
Und meine Sängersharse
Am harten Fels zerschellt,
Daß mir ihr letztes Weinen
Noch jetzt im Ohre gelst —
Ich kann — und will nicht anders —
Ich muß verloren sein! —
Den Tod hat mir gegeben
Dein süßes Lied allein.
Das Lied, worin Du priesest
Moderne Poesie
Lähmt alle Lebenskräfte —
Vergiftet Phantasie —
Hinaus — des Lebens Wünsche —
Sie liegen hinter mir.
Das Frührot ruft zum Tode —
Auf Seele, fort von hier!“ —

Vom Hoffnungsstrahl durchleuchtet
Sein mattes Auge bricht:

Es suchte eine Seele,
Doch — ach — es fand sie nicht!

„Sirenenfang ist Lüge“ —
Der letzte Schrei verhallt

Und betend zieht der Hirte
Noch tiefer in den Wald,

Wo Vogelsang und Zwitschern
Von jedem Zweig ertönt,

Und lock're Weisen pfeifend,
Den ernsten Gast verhöhnt.

Es schaukelt auf den Zweigen
Im bunten Prunkgefieder

Und schmettert durch die Lüfte
Gedankenvolle Lieder:

„Du nasche Fliege, Menschlein,
Surrst emsig durch die Luft,

Erreichst im Spinnennetz
Dein Ziel und deine Gruft.“

„Du nasche Fliege glaubtest,
Daß deiner Flügel Kraft

Dir hohen Zweck des Lebens —
Unsterblichkeit — verschafft.“

Hast recht geschwätzt, mein Vöglein,
Sing weiter, pieps und sing.

Ich will kein Dichter werden
Und bleib' ein Dichterling.

Gimpel, der es länger wohl nicht mehr ertragen konnte, entfernt sich.

Gott geb', daß Vogelweisheit,
Mit heit'rem Sinn gepaart,

Noch manchen jungen Streber
Vor Untergang bewahrt.“

Glauben Sie, Herr Gimpel — ach, er erspart mir die weitere Mühe, es freut mich — Sieht nach der Uhr. Wo wohl der Dienstmann bleibt? Schon sieben — hm — sehr weit ist es nicht — er klingelt nach dem Zimmerwärter, welcher nicht lange auf sich warten läßt.

Fünfte Scene.

Pannosius. Der Zimmerwärter dann der Lohndiener.

Pannosius. Ist der Mann noch nicht zurückgekehrt?

Der Zimmerwärter *schmunzelnd.* Er ist schon hier. Hat alles gut besorgt, S'können zufrieden sein.

Pannosius. Warum schickten Sie ihn nicht sofort herein? Was soll der Unsinn bedeuten, ich habe ihm keine Besorgungen aufgetragen? Der Zimmerwärter geht, der Lohndiener kommt.

Pannosius. Was haben Sie ermitteln können?

Der Lohndiener. Sehr wohl, Ew. Gnaden. Der Herr Portier ist ein sehr feiner und liebenswürdiger Mann. Er ist für eine jede Höflichkeit empfänglich, besonders aber für die silberhell klingenden.

Pannosius. Die Späße können Sie unterlassen. Ich bin für dieselben durchaus nicht empfänglich. Was haben Sie über die Generalin erfahren können?

Der Lohndiener. Ich gab ihm also ein nettes Trinkgeld und er sagte mir, die gnä' Frau Generalin sind verreist — nach Rußland zur Bärenjagd.

Pannosius. Dieser Blödsinn.

Der Lohndiener. Das habe ich gesagt und noch viel mehr: ich lasse mir keine Bären aufbinden. Da hat der Herr Portier gesagt, daß die Frau Generalin für ihre Nichte — ein hübsches, junges Fräulein aus Rußland — einen einheimischen Bären eingefangen hat — und —

Pannosius. So, so — so —

Der Lohndiener. Ja ganz gewiß, so, so — so. Die Generalin ist zur Hochzeit ihrer Nichte gefahren.

Pannosius. Was? Das hat Ihnen der Portier gesagt? Wen soll das Fräulein heiraten —?

Der Lohndiener. Der Herr Portier selbst, bei meiner Seel' —

Pannosius. Unsinn. Wen, wen — frage ich — heiratet das junge Mädchen?

Der Lohndiener. Ein junger Graf soll es sein. Er hat viel große Güter in Niederösterreich. Den Namen hab' ich vergessen, doch wenn's sehr not tut, kann i' noch'n Mal gehn, Ew. Gnaden.

Pannosius. Nein. Mehr zu sich. Ohne Zweifel soll es Leutenberg sein. Laut. Wußte der gute Mann, der Portier, nicht auch, wann die Excellenz von Klaus zurückkehren wird?

Der Lohndiener. Vor zwei Wochen verreisten die Herrschaften, und es soll — schau'n S' — auf drei Wochen, Also in der nächsten Woche soll'n 's heimkomma.

Pannosius giebt ihm reichlichen Lohn. Ich danke. Sie können gehen.

Der Lohndiener. Hundert und drei, Ew. Gnaden. Hundert und drei, der lange Maxi. Verschwiegenheit wie im Grab, Ew. Gnaden. Der lange — Maxl Huber. Macht einen tiefen Bückling und geht ab.

Pannosius allein. Sollte sie wirklich —? Nein, nein — und tausendmal nein. Altweibergewäsch — dummes Gerede — Seht sich und stützt den Kopf nachdenklich auf die Hand.

Der Zimmerwärter kommt mit Briefen und Zeitungen zurück. Gnädiger Herr, gnä' Herr, hier sind die Blätter und die Briefe. Hier diesen gab mir eine junge Dame mit der Bitte, Ihnen persönlich, nur persönlich zu übergeben.

Pannosius zerstreut den Brief hin und herwendend. War die Dame Ihnen bekannt?

Der Zimmerwärter. Nein, Herr Blumental. Es schien eine Aristokratin, aber keine Wienerin zu sein. Sie sprach so schlau fremd, es klang recht hübsch.

Pannosius die Adresse musternd. Eine Damenhandschrift — was, Teufel? Natürlich — warum haben Sie es mir nicht gleich gesagt? O ich Narr. Mühsam seine Erregung niederkämpfend. Gehen Sie, bitte. Ich werde Sie später rufen. Der Zimmerwärter ab. Pannosius öffnet den Brief mit zitternden Händen; wie er die ersten Zeilen gelesen, fährt er mit der Hand an die Stirn, ringt nach Luft, will ans Fenster gehen, taumelt aber bis zum Arbeitstisch und läßt sich schwer in einen Stuhl nieder sinken. Ha, Leutenberg — liest den Brief halblaut weiter.

„Zum Teil bin ich das Opfer einer geschickten Intrigue geworden, zum Teil war es meine eigene Sorglosigkeit — eine Geschichte über Dich und eine Deiner Kolleginnen, eine gewisse Rosa Benedetti — ließ mich an Dir gänzlich irre werden. Dein Brief kam zu spät. Das Wiedersehen, von dem ich soviel erhofft hatte, kam leider nicht zu stande; wie Du wissen mußt, hatte Leutenberg sich dazwischen gestellt. Meine Tante, die Generalin Krausch er ballt die Faust bewog mich dazu. Ich wurde ihm in die Arme geschoben. Ein längerer Brautstand wurde als unvorteilhaft für beide Teile verworfen. Besonders aus Rücksicht auf Leutenbergs flatterhaftes und unzuverlässiges Wesen, erklärte meine Tante, müsse man sich mit dem Abschluß beeilen. Ich habe wenig antworten können, ich hatte keine Worte, ich hatte nur Tränen. Standesrücksichten, hieß es, Familienrücksichten, allerhand Rücksichten wurden vorgeschützt. Nur auf meine Gefühle wurde keine Rücksicht genommen. Es schicke sich nicht in unseren Kreisen, und mein beispielloser Bruder August — — —

Ich kann noch keinen klaren Gedanken fassen, verzeih. Ich werde an der Lüge, zu der ich vor dem Altar gezwungen wurde, zu Grunde gehen, ich weiß es. Doch einziger, teurer Alfred, eine Bitte wirst Du mir nicht versagen können, da ich doch für Dich gestorben bin — er wird plötzlich erbsah! im Gesicht. Als Gräfin Leutenberg, wie ich mich jetzt nenne, habe ich nur noch von unserer Liebe den Trost der Erinnerung und einen hoffnungslosen Seelenschmerz. Ich setze, wie Du siehst, voraus, daß Du mich wirklich geliebt hast.“ — Habe ich nicht genug schon zweifeln müssen? — „In der Gesellschaft werden wir uns wohl treffen müssen — häufig sogar — und wir müssen uns kalt und fremd, lieblos und fast gehässig begegnen, als würdige Glieder eben dieser Gesellschaft erscheinen, welche hart und gefühllos durch ihre grausamen Vorurteile mit schwerem Fluch belastet, was ihren Traditionen zu widersprechen wagt. Er zerreißt den Brief und tritt ihn mit Füßen. Hilde, Hilde, was hast du getan? Hättest du doch die unsinnigen Vorurteile mit Füßen getreten, aber nicht mit stolzem Ausdruck — mich. Er versinkt in ein dumpfes Brüten. Der Zimmerwärter kommt nach einer Weile in's Zimmer. Pannosius richtet sich auf; mit zuckenden Lippen und tonloser Stimme fragt er.

In welchem Jahrhundert leben wir jetzt?

Der Zimmerwärter verblüfft. Was?

Pannosius heftig auffahrend. Ich will wissen, in welchem Jahrhundert wir leben.

Der Zimmerwärter kopfschüttelnd. Ich verstehe nicht, Herr Blumental —

Pannosius gezwungen lachend. Und ich versteh' es ja auch nicht.

Der Zimmerwärter hat die Veränderung in seinem äußeren Wesen bemerkt. Soll ich zum Arzt geh'n? Sie sind bleich wie ein Leichentuch. Fühlen Sie sich nicht wohl?

Bannofius müde lächelnd. Mir ist sehr wohl. Werde wohl zur Feier — Ihres Geburtstages zu viel — getrunken haben. Er winkt müde mit der Hand und weist zur Thür. Gehen Sie zur Benedetti. Sie wissen doch? Hier — nicht weit von uns, links. Sagen Sie ihr, ich lasse sehr bitten. Gehen Sie aber gleich.

Der Zimmerwärter. Brauchen der Herr sonst noch was?

Bannofius. Nein, nein — gehen Sie. Der Zimmerwärter ab.

Bannofius ist wieder allein. Er steht auf und geht zum Spiegel, betrachtet sich, schüttelt den Kopf, zieht dann seinen Rock aus und wäscht Gesicht und Hände mit kaltem Wasser. Nachdem er dieses getan hat, geht er wieder zum Spiegel und bringt sein stark verwühltes Haar in Ordnung.

Wer euch in die Karten gucken könnte, ihr göttlichen Geschöpfe, der würde gewiß mehr Abscheu vor euch empfinden, als König Midas vor seinem Schatten.

Da fällt mir eben ein Märchen ein. Ich will es unbedingt zu Papier bringen. Er setzt sich an den Arbeitstisch und spricht folgendes laut vor sich hin, dann erst beginnt er es niederzuschreiben.

Kinder, ich will Euch ein Märchen erzählen von der platonischen Liebe.

Es war einst ein Mann — seinen Namen will ich nicht nennen, doch es giebt auch außer ihm noch viel Schwärmer in der Welt — und dieser Mann liebte ein Mädchen. Und dieses Mädchen war ein sonderbares Geschöpf: sie hatte nicht Fleisch, noch Bein, weder aß sie, noch trank sie, weder lachte sie, noch weinte sie. Mit einem Wort gesagt: sie war ein leibloses Luftwesen, ähnlich den Esfen und Nymphen in den alten Volksjagen und Märchen. Es war ein kleiner Irrwisch. Ganz zufällig hatte der Mann dieses wunderbare Wesen erblickt und er fühlte sofort, wie eine heiße Liebe in seinem bisher kühlen Herzen aufflammte. Seit er sie gesehen, war

er für alles andere blind. Im Wachen und im Träumen sah er sie vor sich stehen, wo er ging und stand — immer schwebte sie vor ihm her, neckend und lockend und den sinnlosen Schwärmer mit unwiderstehlicher Gewalt nach sich ziehend. Der arme Mann wurde krank: weder aß er, noch trank er, weder schlief er, noch wachte er, weder lachte, noch weinte er, — er war verliebt, unsterblich verliebt. Und das Irrlicht, welches ihn lockte, das seltsame Mädchen fühlte in ihrem zarten Elfenherzen Mitleid — oder war es bloß Neugierde? Ich habe es vergessen, Kinder. Also — sie fühlte Mitleid und trat näher an ihn heran. Mit beiden Armen umfing er sie und hielt sie fest — fest — mit der ganzen vollen Kraft seiner Künstlerseele. Er war natürlich ein Künstler, das hatte ich vergessen zu sagen, Kinder. Er klammerte sich am Irrlicht fest. Betrogen, getäuscht versank er in schweren Schlaf. Er konnte ruhig schlafen, sie lag in seinen Armen, sie war sein. Von allen Mühen und Sorgen durfte er sich erholen, von der suchenden Liebe Leiden und Qualen. Eine arglistige Fee hatte ihn umgarnt und in das Zauberland der paradiesischen Träume entführt. — Doch — plötzlich fuhr er zusammen und erwachte. Finster war die Welt vor ihm, und die falsche Sirene, das Irrlicht war verschwunden, spurlos verschwunden. Seine Phantasie wurde so krank, so sehr krank — und von einem Wahne ergriffen. Sein Gemüt litt furchtbar unter den bitteren Schmerzen der Trennung, die Enttäuschung verzehrte seine Lebenskraft und er — verblühte — verwelkte. Und gleich einer zarten Blume, die eine Nacht nur geblüht hatte, verdorrte und starb mit ihm zusammen die platonische Liebe.

Hilde, Hilde — warum hast du es getan? Er verdeckt mit beiden Händen das Gesicht und weint bitterlich.

Sechste Scene.

Pannosius. Rosa Benedetti.

Rosa eintretend. Na, was ist denn mit Dir passiert, mein lieber Junge? Dein Hermes, der Schafskopf, hat mir einen gründlichen Schreck in die Glieder gejagt. Es hieß, der gute Herr sei schon zum Abgehen bereit — und — wie eine Leiche siehst Du mir gerade nicht aus.

Pannosius lächelnd. Die lieben Mitmenschen übertreiben immer, machen aus 'ner Mücke 'nen Elefanten. Ich hatte Langeweile und — Sehnsucht nach Dir.

Rosa ihn scharf musternd. Frisch und munter siehst Du gerade nicht aus. Ach, ja die Reise — besorgt. Die Augen glühen, entzündet sind sie, bleich die Maske. Hast Du etwa Fieber?

Pannosius abwehrend. Reifemüde, nicht von Bedeutung. Bitte, übersieh das.

Rosa. Das werd' ich wohl hübsch bleiben lassen. In Hamburg nanntest Du mich deinen lieben Sonnenstrahl, der allen Schatten in Deiner Seele heimzuleuchten verstände.

Pannosius. Sei auch jetzt mein Sonnenstrahl. Ich bin schlechter Laune. Aber hübsch, sehr hübsch ist es von Dir, daß Du Dich meiner erbarmt hast.

Rosa. Du weißt, mein Kindchen, daß ich Dir keine Bitte abschlagen darf.

Pannosius. Wieso? Weshalb denn nicht?

Rosa. Weil ich es mir selbst verboten habe. Sie hat sich währenddem ihres Gutes und Umlegers entledigt und eine Zigarette angezündet. Na, jetzt schieß los. Alles hübsch manierlich beichten. Wann kamst Du an? Natürlich heute?

Pannosius. Ja, leider.

Rosa. Ich bin gestern hier gewesen und habe nach Dir gefragt. Dein Urlaub sollte doch erst übermorgen ablaufen, es müssen also ganz besondere Ursachen gewesen sein? — Ach, es war hier so schrecklich öde und langweilig. Wie war es dort oben auf den Bergen? *lachend.* Nur Eis und Schnee, so kalt, daß das Herz erfriert, was?

Pannosius *verächtlich.* Daran denken möchte ich nicht. Es wäre besser gewesen, wenn ich diese Reise unterlassen hätte. Aber diese verdammten Quacksalber, — und noch besser wär' es gewesen, wenn ich überhaupt nicht zurückgekommen wäre.

Rosa. Manu, was ist denn los?

Pannosius *dumpf.* Mein Unstern hat mich nach Wien gelockt.

Rosa *gezwungen lachend.* Warum sentimental sein und immer gleich die Nase hängen lassen. Wo warst Du denn?

Pannosius. Bis auf den Semmering fuhr ich zuerst. Dann nach Ischl. In Vorarlberg bin ich gewesen. Ich hatte nicht Raft, noch Ruh. Es trieb mich von Ort zu Ort. Unaufhörlich quälte mich der — ein unbestimmbares Etwas. Jetzt, fühle ich, ist die quälende Ungewißheit geschwunden.

Rosa. Na, also?

Pannosius. Als Du zum ersten Mal hier bei mir warst, feierten wir ein Fest, das Fest unseres Wiedersehens und den Jahrestag unserer zweijährigen Freundschaft. Jetzt will ich aber ein viel bedeutenderes Ereignis feiern.

Rosa *erstaunt.* Was soll das —?

Pannosius. Meine Verlobung will ich feiern.

Rosa *fast erschrocken.* Pannosius, Du hast Dich —

Pannosius *ernst.* Noch nicht, hoffentlich aber bald.

Rosa. Ich glaube es nicht. Du scherzst, nicht wahr?

Pannosius. Aber, liebe Benedetti, wer sagt Dir, daß ich scherze? Ist es wirklich so komisch, daß ich ein Weib heimführen möchte?

Rosa. So höre doch endlich auf, Komödie zu spielen.

Pannosius lachend. Es ist mein heiligster Ernst.

Rosa. Schenk mir lieber ein Gläschen von dem da — zeigt auf eine Flasche. ein. Ich verspüre geradezu höllischen Durst. Es ist auch kein Wunder, denn Deine Scherze haben gewöhnlich einen recht sonderbaren Beigeschmack. Er füllt die Gläser, und sie wollen anstoßen. Wollen wir den Beigeschmack hinunterspülen. Der Magen verdaut es gewiß besser als die Vernunft.

Pannosius. Auf mein Eheglück und — auch Dein Glück.

Rosa. Nicht ein Tropfen soll meine falschen Zähne berühren, meine geschminkten Lippen benehen. Nein.

Pannosius läßt das erhobene Glas sinken. Warum?

Rosa das Glas auf den Tisch stellend. Weil Dich ich durchschaut habe. Weil Du durch diese Heirat nicht glücklich werden kannst.

Pannosius. Deine Meinung überrascht mich durchaus nicht. Ich wundere mich aber sehr darüber, daß Deine weibliche Neugierde Dich noch zu keiner Frage nach meiner Braut veranlaßt hat.

Rosa. Die Braut interessiert mich herzlich wenig. Übrigens kann ich mir schon denken —

Pannosius sich neben Rosa setzend. Ich bezweifle es.

Rosa gedehnt. Was?

Pannosius. Du irrst Dich.

Rosa wird ehr verlegen. Ich wüßte nicht — nun — einerlei — zugegeben, daß —

Pannosius. Magst Du es mir glauben oder nicht, Rosa, aber ich muß es Dir erklären. Ich habe wohl noch nie das Gefühl der Einsamkeit und des Verlassenseins so schwer empfinden müssen, wie gerade jetzt.

Rosa. Sehr natürlich sogar. Wenn ich solch ein Eremitenleben führen sollte, ich könnte wahnsinnig werden. Das ist nicht die alleinige Ursache Deiner Verstimmung. Es wird wohl wahr sein, was man sich erzählen tut. Sogar auf den Straßen der lustigen Residenz hört man dieses traurige Liedchen pfeifen: „Meine Tante hat's gewollt“ — stimmt es?

Pannosius. Woher weißt Du es?

Rosa. Eigentlich ist es ein Blödsinn nachzuschwätzen, was andere vorquatschen. Aber wer kann's wissen? Du sollst — das heißt — Deine alte Jugendliebe soll Dir untreu geworden sein. Verzeih —

Pannosius zuckt zusammen. So?

Rosa. Die Bockrodt erzählte es mir gestern. Bei Guschelbauer trafen wir uns. Die impertinente Person schien eine gewisse Schadenfreude nicht verbergen zu können. Du kennst doch die alte Koulißenzeitung, die Bockrodt?

Pannosius. Zum Teil blos, ja.

Rosa. Ich verstehe nicht, wie?

Pannosius. Zum Teil mag die Bockrodt recht haben. Doch wie kann sie es wissen, ich selbst erfuhr es erst heute?

Rosa. Der Bruder derselben jungen Dame soll es ihr erzählt haben. Und Du erfährst es erst vor einer Stunde?

Pannosius. Ja, leider.

Rosa. So, so — ich verstehe endlich. Aus tragischer Verzweiflung willst Du heiraten, um den Roman vollständig zu machen. Nicht aus Liebe, aber so — na

so, um das, was da im Innern bei Dir kocht und brodeln und Dir die Besinnung trübt, zur Ruhe zu bringen.

Pannosius. Fast hättest Du recht.

Rosa. Pannosius, Pannosius — lieber Freund, das ist nicht hübsch, nicht edel. Kannst Du wirklich ein unschuldiges Geschöpf unglücklich machen wollen?

Pannosius mit gekünsteltem aber doch verlegendem Hohn. Fräulein Rosa, eine kaiserliche und königliche Hoffchauspielerin, redet von edel und unedel. Wer weiß, ob sie in Hamburg auch so gesprochen hätte?

Rosa stolz. Ich rede so, wie ich denke, und habe immer so gesprochen. Besitzt Du etwa ein Recht, mir eine solche Frage zu stellen? Übrigens — sie steht auf und rüstet sich zum Fortgehen — wofür halten Sie mich? Wenn ich mich Ihnen einmal an den Hals warf, so dürfen Sie nicht glauben, daß ich meiner Ehre was vergeben habe oder keine Ehrbegriffe besitze. Mit zitternder Stimme. Hören Sie? Das dürfen Sie nicht. Ich kündige Ihnen meine Freundschaft.

Pannosius beschwichtigend. Liebe Rosa, ich hatte es doch nicht so böß gemeint. Pause. Hilf mir.

Rosa. Ich soll Ihnen helfen — hm? Sie greift nach dem Glase und trinkt es in einem Zuge leer. Jeder ist sich selbst der Nächste.

Pannosius lächelnd. Es ist sehr schön, daß Sie der Vergangenheit gedachten. Die schöne Zeit in Hamburg, wo Du — wo Sie mir um den Hals fielen — und — ich werde es nie vergessen — und mir allerlei leidenschaftliches und verliebtes Zeug ins Ohr flüsteren. Dort im großen Korridor, im Thaliatheater — und ich wär' zufrieden, ja — fast glücklich, wenn das einige Monate später im Hofburgtheater zu Wien geschehen wäre —

Rosa *erröthend.* Sind Sie überzeugt davon, daß es mein Ernst war? Konnte es nicht auch ein unüberlegter Scherz gewesen sein?

Bannofius. Ach, lassen wir das. Zum Erklären ist es doch nun schon längst zu spät. Ich will mit Ihnen offen und freundschaftlich sprechen.

Rosa *spöttlich.* Bitte. Ich will hören, wie offen und freundschaftlich Sie zu mir sein können. Nach solchen Erfahrungen —

Bannofius. Vorher will ich Sie aber noch um eins bitten: lassen wir diesen Ton. Es klingt fast gehässig, wenigstens unaufrichtig. Meine gereizte Stimmung läßt mich vielleicht zu viel heraushören und zu viel — sagen. Aber, Rosa, ich kann es nicht mehr ertragen; lassen wir das Schauspielerische; es vergiftet die Gesinnung, wenn es hinter den Koulißen fortgesetzt wird.

Darf ich beichten und mein ganzes Herz vor Dir ausschütten? Es ist übergelb, voll zum Berspringen. Du, liebe Rosa, bist die Einzige, die mir nicht verächtlich den Rücken zuzukehren würde, wenn sie mich schwach werden sieht. Selten habe ich Verständnis gefunden, ja — noch seltener habe ich Verständnis gesucht. Jetzt suche ich es bei Dir. Sei wieder mein Sonnenstrahl, der allen finsternen Schatten aus meiner Seele heimleuchten will. Wir sind aus ein und demselben Holz geschnitzt, wir sind beide — Marionetten des Zufalls.

Rosa *ihre Hand auf seine Schulter legend.* Wenn ich Dir helfen kann, will ich es mit Freuden tun. Und — was ich vorhin gesagt habe — vergiß es, bitte! Du weißt doch, was für einen häßlichen Charakter ich habe. Also schieß mal los.

Pannofius. Wie ich Dir vorhin sagte, fühle ich mich sehr elend, so verlassen und elend, wie noch nie bisher. Er macht eine wegwerfende Bewegung mit der Hand. Wenn ich nach glänzenden Erfolgen, nach berausenden Triumphen im Theater heimkehre in meine stille Behausung, dann kommt es mir vor, als ob die vier Wände hier auf mich einstürzen wollten, um mich zu zerschmettern. Ich suche Ruhe in der Arbeit, ich kann sie nicht mehr finden. Hier — hier ist es so dumpfig, so beklommen — und eine Stimme in meinem Innern schreit laut nach Gerechtigkeit. „Sie wie die Andern glücklich und zufrieden sind, kannst Du es nicht auch sein —? Hast Du nicht dasselbe Recht, wie jene Eintagsfliegen mit vergoldeten Flügeln?“ So ähnliches quält mich und giebt mir keine Ruhe. In der Nacht springe ich auf, das weiche Pfühl wird mir zum stacheligen Nadelkissen, und der Käfig hier zum Sarge. Es klingt überspannt und närrisch, aber ich weiß, daß Du mich nicht auslachen wirst.

Rosa Kopfschüttelnd. So geht es nicht weiter, guter Freund. Auch mir sind solche Hirnmiragen erschienen. Aber es ist recht töricht. Oft habe ich ähnlich gedacht, aber immer und immer wieder fiel mir ein Märchen aus meiner Kinderzeit ein. Es ist eine kleine, aber doch sehr lehrreiche Fabel, und es würde Dir nicht schaden, wenn Du sie beherzigen wolltest. Sie beginnt im leichten Mlauderton zu erzählen. Der Nachtfalter erblickte ein fernes Licht; es zog ihn eine unerklärliche Macht zum Feuer. Er flatterte in der Richtung des Feuerscheines weiter, die Entfernung schien sich zu verringern, das lockende Feuer wurde immer größer und größer, die Gewalt, die ihn zog, immer stärker und stärker, die Stimme der Vernunft in dem kleinen Schmetterlingsherzen wurde immer schwächer und schwächer —

und erlosch schließlich ganz. Er war willenlos und kraftlos und wurde nicht mehr von seinen zierlichen Flügelchen getragen, sondern fortgerissen von wilder Gewalt — sinnraubend — vernunfterstickend — trieb es ihn immer näher dem Ziele zu. Doch plötzlich — erlosch das Licht, und tiefe, dunkle Schatten bedeckten alles mit ödem Grau. In trostloser Leere lag farblos und dunstig vor seinen Blicken eine erstorbene Welt. Seitdem hielt er sich für das unglücklichste aller Flügelwesen und schwebte ziellos hin und her. Sogar die prächtigsten Gartenblumen vermochten es nicht mehr, seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, für ihn hatten sie jeglichen Reiz verloren, ihre balsamischen Düfte berauschten ihn nicht mehr. Er schaukelte in den Lüften auf und nieder und träumte, — er träumte von einem leuchtenden Glück, von erloschener Freude und Lust.

Einst traf er einen Frosch, einen feuchtkalten Philosophen, dem alles Unnatürliche zuwider war, der alles, was sich nur auf der Dinge Oberfläche bewegte und nie in die Tiefe blicken wollte, von Grund aus haßte.

Der Grünrock riß Auglein und Mäulchen weit auf und fragte, ob Freund Flattersinn sich an einer Giftblume den Magen verdorben habe. Da klagte ihm Flattersinn mit rührender Offenherzigkeit sein bitt'res Leid. Als die ganze Geschichte erzählt war, quakte das Fröschlein: „Unverständiger Flattersinn, es wär' Dein Unglück gewesen, wenn Du das Ziel Deiner Wünsche, den leuchtenden Punkt erreicht hättest.

„Es ist eine alte Geschichte, doch ist sie immer neu — Und wem sie just passiret, dem bricht das Herz entzwei.“

Laß Dein Rüsselchen nicht hängen und freue Dich, denn gerade Dein Glück sollte es sein, was jenes Licht erlöschten ließ.“

„Ja, Glück ist Leben, Leben ist Glück“ — quakte der Grüne gemütvoll und plumpste in den schlammigen Waffergraben, wo er seine Sommerwohnung eingerichtet hatte.

Der Falter aber rief: „Herr Mückenwürger, Sie mögen mich höhnen, ich kann's Ihnen nicht verwehren; aber es zeugt von keiner edlen Gesinnung, von mangelhafter Herzensbildung, wenn Sie es über Ihr Herz bringen konnten, den heiligsten Seelenschmerz anderer zu verspotten. Mein Glück ist verloren — erloschen —“

Als er dieses gesprochen, entschwebte er wiederum in das Reich seiner trostlosen Träumerei und war töricht genug sein kurzes Dasein zu vertrauern — zu verträumen“ —

Pannosius. Und dieser Falter ist wohl später an einem andern Irrlichte zu Grunde gegangen?

Rosa. Das mag wohl sein. Der Frosch aber quakte dazu und dachte:

„So manches Menschenkind gleicht diesem Falter, und — das Schlimmste ist dabei, daß keines seine Ähnlichkeit eingestehen will.“

Na, was meinst Du dazu? Der törichte Falter bist Du selbst.

Pannosius. Nein. Ich würde mich belehren lassen.

Rosa lebhaft. Siehst Du, siehst du nun? Der Frosch hatte es vorausgesehen, daß Du so antworten würdest. Sagte der Frosch nicht soeben: „So manches Menschenkind gleicht diesem Falter, und das Schlimmste ist dabei, daß keines seine Ähnlichkeit eingestehen will.“ Die Ähnlichkeit wird noch frappanter, nicht wahr?

Pannosius. Mag sein. Jedenfalls frage ich Dich jetzt, liebe Rosa, ob Du es übernehmen könntest, die Rolle des Frosches in meinem Irrleben zu spielen?

Rosa mit gekünstelt-naiver Enttäuschung. Pfui, was Du mir zumutest. Ich ein Frosch? Nein, da hört doch alles auf.

Pannosius matt. Du willst mich mit Absicht mißverstehen.

Rosa ernst. Und wenn ich zusagen wollte, lieber Freund, Du würdest meine besten Ratschläge gleichfalls mit Absicht mißverstehen.

Pannosius. Nein, nimmermehr. Sage mir aufrichtig, würdest Du im Stande sein, mein Dasein erträglicher zu gestalten?

Rosa wieder naiv-spöttisch. Also wenn ich in Deiner Haut stecken sollte? Warum dann nicht, gewiß.

Pannosius unwillig. Rosa, Du mußt mich verstehen.

Rosa. Halt, ich hab's. Was wolltest Du damit sagen? Du drückst Dich vielleicht nicht klar genug aus und — wie sollte ich nicht mißverstehen? Du fragtest, ob ich im Stande wär' — ?

Pannosius. Ja, ob Du es über Dein Herz bringen könntest.

Rosa lachend. Ein weiser Frosch zu sein.

Pannosius seine Ruhe völlig verlierend. Ach, ich will nicht glücklich sein. Ich bin nicht so unbescheiden, wie Du glaubst. Ich will nur Ruhe, Ruhe — und Frieden mit der ganzen Welt, mit meinem — Gott und mit mir selbst.

Rosa. Und Du glaubst, daß eine Heirat das einzig mögliche Mittel wäre? Du wünschst also, daß Dein zukünftiges Familienheim Dir nicht ein Paradies im Kleinen bieten soll, sondern Du willst von der weihvollen Ruhe eines häuslichen Friedhofes umgeben sein, in welchem lebendige Leichen wunschlos umherwandeln und deren Lächeln nicht ein Widerschein der Glückesonne, sondern ein Schatten des Totenfriedens sei.

Pannosius erleidend. Die Kreuze auf den Gräbern würden harte Mahner an die Vergangenheit sein? Also im Jenseits, diesseits unmöglich?

Rosa. Du bist krank. Der lange Urlaub hat nichts genützt, wie ich leider seh'.

Pannosius. Warum fixierst Du mich so scharf?

Rosa. Gott bewahre, ich fixiere ja garnicht. Ich betrachte bloß den Stern unseres Burgtheaters, er strahlt ja garnicht, er ist blaß und matt, als ob er dem Erlöschen nahe wär'.

Pannosius. Wohl möglich.

Rosa. Armer Flattersinn.

Pannosius lächelnd. Mitleid hat noch keine Toten auferweckt. Doch möchte ich lieber von Deinem Mitleid getötet werden, als von der Herzlosigkeit anderer. Eine Frage — **Rosa** leise willst Du meine Frau sein?

Rosa zurückfahrend. Alfred, ich versteh' Dich nicht. Sie betrachtet ihn mit scheuen Blicken. Hab ich diesen Spott verdient?

Pannosius heftig. Bin ich denn wirklich ein so närrisches Rätsel?

Rosa. Das nicht, nein. Aber Du weißt doch, daß ich eine Schauspielerin bin. Du als Kollege müßtest es am besten wissen, daß die meisten Bühnendamen einen dunklen Punkt in ihrer Vergangenheit haben. Und wenn ich Dir gestehen muß, daß ich selbst zu dieser Gattung gehöre, würdest Du den Mut finden, Deine Frage zu wiederholen?

Pannosius. Ja. Willst Du meine Frau sein?

Rosa. Nun — gut. Eine Komödie der Eintracht und des Friedens, aber werden wir uns dabei glücklich fühlen? Beide stehen sich einen Augenblick schweigend gegenüber.

Bannosius. Ich warte auf eine Antwort. Ein seltsamer Antrag ist es, aber ich kann nicht anders. Ja oder — nein?

Rosa. Ihre Augen schimmern feucht. Ist es wirklich Dein Ernst? Ach Gott, herbeigesehnt habe ich diesen Augenblick. Gott, allmächtiger Gott, führe uns zusammen, so schloß ich allabendlich meine Gebete, und jetzt ist der Augenblick da. Wenn Du mich so willst, wie ich bin, nimm mich — ich gehöre Dir. Schon damals fühlte ich es: Du oder keiner. Aber — ob ich Dich glücklich machen kann, ich weiß es nicht.

Bannosius nach Fassung ringend. Ich hoffe — wir verstehen uns —

Rosa schlingt plötzlich beide Arme um seinen Hals, und seinen Kopf an ihre Brust pressend, murmelt sie in sein Haar hinein. **Mein — mein — endlich mein.!**



..... „Weil's der Brauch verfügt;
Doch wenn sich alles nach Gebräuchen schmiegt,
Wird nie der Staub des Alters abgestreift,
Berghoher Irrtum wird so aufgehäuft,
Daß Wahrheit nie ihn überragt.“

Viertes Kapitel.

Salon im Hause des Grafen Leutenberg. Großer, länglicher Raum mit spiegelglattem Parquett, mit weißen goldverzierten Vertäfelungen an den Wänden. An der Decke hängt ein großer Kronleuchter, welcher, wie auch die Wandleuchter, mit geschliffenen Glastropfen geschmückt ist; weiter zwei große Spiegel, unter jedem derselben ein Marmortisch auf goldenem Gestell. An den Wänden schmale, gradlehnige Sofas und Lehnstühle, mit Chimären geschmückt; die Chimären sind eigentümlicher Art, mit weiblichen Köpfchen und Brüsten, großen Klauen und Krönlein auf dem Haupt, also halb Chimäre, halb Sphinx. Links, mehr im Vordergrund, steht ein eleganter Flügel, daneben ein kleines, zierliches Glaschränken für Noten; es hat die Form einer Lyra; die ganze Einrichtung ist im Empirestil gehalten. Die Mittelthür im Hintergrunde ist von einer schweren, faltenreich drapierten Portiere halbversteckt; zu beiden Seiten stehen Marmorgruppen: der Raub der Sabinerinnen und der sterbende Fechter.

Erste Scene.

Gräfin Hildegard allein.

Hildegard am Klavier den Walzer 'Glückliche Stunde' von Hermann Benzl spielend.

Zweite Scene.

Die Gräfin. Pannosius. Ein Diener.

Der Diener die Portiere zurückschlagend. Wollen der Herr Hoffchauspieler gütigst — die Frau Gräfin —

Pannosius erscheint in der Thür. Danke, ich werde mich selbst anmelden. Sie können sich entfernen. Der Diener ab.

Hildegard hat den näher tretenden Pannosius nicht gleich bemerkt, dann ein schwacher Ausschrei. Sie stehen sich stumm gegenüber.

Pannosius. Gnädige Frau Gräfin verzeihen, wenn ich das passende Wort nicht gleich finden kann.

Hildegard. Es freut mich unendlich, Herr Blumental —

Pannosius lächelnd. Darf ich unterbrechen — Gnädige Frau Gräfin verzeihen? Ich bezweifle nicht im geringsten, daß Sie sich in freudiger Stimmung befinden.

Hildegard. Ich verstehe nicht.

Pannosius. Nun, ich hoffe doch. Ein Walzer ‚Glückliche Stunden‘ kann unmöglich mit Trauerklängen in der Seele harmonieren. Das müssen Sie mir doch gewiß zugeben, gnädige Frau Gräfin?

Hildegard gezwungen lachend. Aber so lassen Sie, bitte, vor allen Dingen die alberne Titulation fort. Ich habe mich noch nicht daran gewöhnen können. Ja, Sie haben recht, ja, ja. Habe es auch nie bestreiten wollen. Aber so wollen wir uns doch endlich setzen. Sie setzen sich.

Pannosius. Ich danke.

Hildegard. Sagen Sie mir aber, Herr Blumental, ist es wahr, was man sich von Ihnen erzählt? Die überraschende Verlobung —

Pannosius. Ja, warum denn nicht? Ich glaubte Ihnen zur Abwechslung eine Überraschung schuldig zu sein. Und wohl auch eine Enttäuschung?

Hildegard unsicher. Das ist sehr recht von Ihnen. Ich glaube auch, Sie vollkommen verstanden zu haben. Sie sind ja nicht allein Schauspieler, Sie besitzen ein viel größeres Recht: Sie sind Künstler. Und ein Künstler muß unbedingt heiraten.

Pannosius. Wenn die Frage gestattet ist: meinen Sie es aufrichtig? —

Hildegard seinen Blicken ausweichend. Aber ganz gewiß. Wie ich ihn mir vorstelle, muß der Beruf eines Künstlers

viel bittere und schmerzliche Enttäuschungen bereiten, so daß der Mensch ihnen unterliegen müßte. Dafür muß der Künstler im häuslichen Leben durch Glück und Liebe für alles Bittere und Böse in der Öffentlichkeit reichlich Entschädigung finden. Sie brauchen einen guten Freund, welcher, ohne Ihren Stolz zu verletzen, Sie belebt und aufmuntert. Der Sie, wenn nötig, ermutigt, Sie über eine Niederlage trösten kann. Der Ihre Begeisterung bei der Arbeit, und Ihre Triumphe nach derselben mit Ihnen teilt und — mit welchem Sie weiterhin neue Pläne entwerfen könnten. Das müßte Ihre Frau sein.

Pannosius. Es klingt sehr schön.

Hildegard eifrig. Ihre Absicht ist sehr gut, vor allen Dingen berechtigt. Doch was die Wahl anbetrifft — verzeihen Sie mir, aber ich muß es aussprechen — Sie hätten dabei doch mehr praktische Vernunft beweisen können?

Pannosius. Wie meinen Sie es, Frau Gräfin? Sie können unmöglich glauben, daß ich im Begriff bin, eine sogenannte Vernunftsehe zu schließen. Mit sonderbarer Betonung. Vernunftsehen sind mir von ganzer Seele zuwider. Und in den Kreisen, zu welchen ich gehöre, sind sie nicht an der Tagesordnung.

Hildegard. Fräulein Benedetti heißt Ihre Braut? Sie ist Schauspielerin? Pannosius nickt stumm. Fräulein Benedetti besitzt natürlich kein Vermögen. Von Lorbeeren allein läßt es sich nicht gut leben. Ich will zu Ihnen aufrichtig sein und Sie werden es einer alten Freundin nicht übelnehmen. Sie müßten ein reiches Mädchen heimführen, damit Sie von Daseinsorgen befreit würden, so daß Sie die Möglichkeit hätten, selbstständig und frei, ohne Rücksicht auf materiellen Verdienst, Meisterwerke zu schaf-

fen. Übrigens glaube ich nicht recht daran, daß es Ihr Ernst ist.

Pannosius. Mein heiligster Ernst, Frau Gräfin, das können Sie mir sicherlich glauben. Mit Bitterkeit. Wenn andere auf diese Weise glücklich sind, darf ich es nicht sein?

Hildegard. Natürlich. Aber, wie es mir immer scheinen wollte, suchten Sie früher das Glück in der Unabhängigkeit und — das — täuschend Ehejoch paßt doch wenig damit zusammen, nicht?

Pannosius. Ach, Frau Gräfin, nur Geister erster Größe dürfen die höchste Höhe schwindelfrei erklimmen. Wir anderen müssen unsere Kühnheit oft schwer büßen, indem wir mit gebrochenen Gliedern auf halbem Wege liegen bleiben oder rechts und links in Abgründe stürzen. Übrigens — Frau Gräfin haben mich mißverstanden. Ich glaubte früher eine andere Unabhängigkeit suchen zu müssen. Die Unabhängigkeit des Geistes sollte mich glücklich machen und — ich fürchte jetzt dieses Glück. Nur einer starken Natur ist ein unabhängiger Geist vergönnt. Und würde eine solche Natur wie ich, Frau Gräfin, frei aus sich selbst heraus, ohne Zwang und Bedarf von Außen her, abstreifen die Fesseln des Angeborenen und Ererbten, sich lossagen von der äußeren Umgebung und den inneren schwächeren Elementen, so bin ich für diese Welt schon verloren. Er gerät in Pathos. Ich betrete schwankenden Boden, ich laufe Gefahr in einen Abgrund zu stürzen. Ich wage mich hinaus in eine Wildnis, wo keine Menschenhilfe gewährt werden kann. Und wenn meine Kräfte genügt hatten zum Hin, so versagen sie gewiß zum Zurück.

Und wenn eine Möglichkeit noch vorhanden sein sollte, ich würde verzichten, denn mein Geist ist zu stolz, um von der Masse Spott und Verhöhnung zu dulden, — zu dulden

ohne gebrochen zu werden. Ich gehe zu Grunde. Fern von der irdischen Heimat würde ich mich in vollständiger Anarchie der Begriffe auflösen, unerreichbar dem groben Verständnis der Menge. Und schon lange vorher hätte ich die Fühlung verloren mit menschlichem Mitgefühl, und das Mitgefühl der Menge hätte mich verloren.

Wie Sie selbst sehen, Frau Gräfin, graut mir vor solchem Glück. Ich will das Glück auf anderem Wege suchen. Auf einem Wege, wo es leichter zu erreichen ist.

Hildegard. Und Sie haben den Weg gefunden, Herr Blumental?

Pannosius. Ich hoffe ihn zu finden.

Hildegard *leise.* Und werden Sie glücklich sein?

Pannosius *leidenschaftlich.* Sie — Sie, Frau Gräfin, Sie fragen — Sie?

Hildegard *takt.* Sie haben recht. Was kümmert es mich?

Pannosius *vornurfsvoll.* Hildegard —

Hildegard *lächelnd.* Ja, so heiße ich, aber das Recht mich so zu nennen, steht nur meinem Manne, dem Grafen Leutenberg, zu.

Dritte Scene.

Die Vorigen. **August von der Bellen** tritt, von den Beiden unbemerkt, ein; bleibt aber in der Thür so stehen, daß die Portiere ihn fast ganz verdeckt.

Pannosius. Verzeihung, Frau Gräfin. Eine Wunde verheilt nicht so schnell, als Sie zu glauben scheinen.

Hildegard. Weder besitze ich ein Recht, Ihnen zu zürnen, noch darf ich Ihnen verzeihen, weil das Lügen und heucheln auch mir nicht mehr fremd ist.

Pannosius. Hilde, seit wann?

Hildegard. Seit wann, fragen Sie? Seitdem ich Frau Gräfin bin.

Pannosius. Ich glaubte, es zu wissen.

Hildegard schnell. Ach Gott, was habe ich getan. Sie wußten es? Sie durften es nicht wissen, auch jetzt nicht?

Pannosius. Wird nicht vieles getan, was verboten ist? Wer fragt nach dem Dürfen, wenn er will?

Hildegard leise. Und Sie, Herr Blumental, besitzen den Mut zu wollen?

Pannosius. Ja, Frau Gräfin, ich will, aber ich kann nicht.

Hildegard fast gedankenlos. Und weshalb können Sie nicht?

Pannosius. Weil ich — weil wir nicht dürfen.

Hildegard. Ach, das ist also Ihre ganze Weisheit. Sie sind unverändert der geblieben, der Sie waren.

Pannosius sich erhebend. Machen Sie mir daraus keinen Vorwurf, sondern danken wir beide — Gott.

Hildegard. So, jetzt wird auch Gott schon zur Hilfe gerufen. Allein ist man zu schwach?

Pannosius erregt. Wenn Sie es sehen, so schweigen Sie.

Hildegard leise. Ach, Alfred, nichts ist schwerer als Schweigen, wenn man laut aufjubeln möchte.

Pannosius heiser. Sie haben recht, oder — wenn man vor Schmerz aufschreien möchte.

Hildegard. Armer Alfred. Sie legt ihre Hand auf seine Schulter. Ich stehe noch tief in Deiner Schuld.

von der Bellen tritt malitiös lächelnd näher. Hoffentlich sind die Schmerzen, welche Sie quälen — pardon, mein Name ist von der Bellen. Meine Schwester könnte doch so liebenswürdig sein und Ihnen aus der Hausapotheke Hoffmannstropfen reichen lassen. Harmlos lächelnd. Sie legten wohl augenblicklich ein Pröbchen Ihres künstlerischen Kön-

nens ab. Sehr natürlich, sehr effektiv war es. Ich habe leider nur die letzten Worte hören können.

Pannosius giebt sich Mühe unbefangen zu erscheinen.

Hildegard. Herr Blumental deklamirte ein wenig, ja von der Bellen. Wohl über das soziale Elend.

Pannosius. Ja.

von der Bellen. Oder ein Stück Don Karlos im Kleinen? Ha—ha—ha—haha — Er lacht unangenehm.

Pannosius. Alles, was Sie wünschen.

Hildegard beiseite. Gott sei Dank, endlich kommt Leopold. Leutenberg kommt.

Vierte Scene.

Die Vorigen. Leutenberg.

Leutenberg in den Saal tretend. Ach, Pannosius, sei mir gegrüßt. Das ist hübsch von Dir, alter Knabe.

von der Bellen. Wenn ein Ehemann weiß, daß er ein junges, hübsches, lebenslustiges Weib im Hause hat, so darf er sich nie aus dem Hause entfernen. Denn wenn er hinausgeht, setzt er sich nur einen Hut auf, wenn er aber heimkehrt, so hat die liebe Frau ihm schon ein paar schmutze Hörner aufgesetzt. Mit beleidigendem Lachen entfernt er sich; Leutenberg sieht bald die Gräfin, bald Pannosius an und schüttelt den Kopf.

Nicht Charaktere wollte zeichnen ich in scharfen Rissen,
Auch nicht Probleme lösen mit gewissem Zweck und Ziel —
Und auch kein farbenprächtig, spannend Bühnenspiel —
Wer dieses hoffte, muß es leider missen.

Nach wilden, ausgelassen frohen Stunden —
Da fiel ein Schatten in mein Innenleben.
Sein flüchtig Wesen will ich wiedergeben,
So wie ich es in meinem Geist gefunden:

Bald wie verwirrend dunkel,
Bald überzeugend klar,
Zur Hälfte starr und leblos,
Zur Hälfte lebenswahr.

Der Verfasser.

Fünftes Kapitel.

Scenerie des dritten Kapitels. Pannosius ist nicht anwesend, wohl noch im Burgtheater befindlich.

Erste Scene.

Rosa Benedetti. Adam.

Adam geschmeichelt. Nun, ja. Jetzt ist's ganz was anderes. Aber sehen S' — ernst die Heidenwirtschaft bei uns? Die Jungchens und alten Knaster kommen doch jetzt nur weil Fräuleinchen hübsch sind und — angenehm zu plappern verstehen. Später aber, wenn S' ein altes Weiblein mit zitternden Händen und greulichen Runzeln im Gesicht sein werden, glauben S', daß sich dann auch nur eine begehrlische Hand noch nach Ihnen ausstrecken — oder Ihnen nur ein gutes Wort geben würde? Wenn ich die Herrchens sitzen seh, so um S' herum, wie die Bienen um den Honig, wie sie ihre Komplimenter dreheln — und wie S' anglozen, als ob S' verschlingen wollten mit Haut und Haar —, mir jucken jedesmal die Hände, diese faden Süßholzler vor die Tür zu setzen.

Rosa belustigt. Sei nicht frech, Alterchen. Aber sage mir besser, mit welchem Zuge ich ausfahren soll? Wie wäre es am bequemsten? Steht schnell auf und geht zur Eingangstür. Er kommt, er kommt. Adamchen, lauf ihm entgegen. Schnell, fix, Alterchen. Adam geht in's Vorzimmer, kommt aber sofort wieder zurück.

Adam. Irgend ein Grasaffe war's. Steckte seine Nase zur Türe 'rein und verduftete, als er mich sah.

Rosa. Wo bleibt Alfred so lange, so lange? Ich werde doch nicht hier nächtigen können? Nach einer kleinen Weile Was wolltest Du vorhin sagen, Alterchen? Ach so, ja.

Es wäre mir nicht erspart geblieben, wenn nicht er mir die Hand geboten —

Adam in's Vorzimmer blickend. Der fremde Herr — der Grasaffe —

Rosa. Ist's nicht am Ende Alfred selbst? Er will mich überraschen. Adam kommt aus dem Vorzimmer zurück. Ist's Pannosius, Alterchen?

Adam flüsternd. Ein ganz fremder Herr. Soll ich ihn hereinlassen? Er hat was sehr Dringendes.

Rosa. Jedenfalls nicht bei mir.

Adam. Nein, er betonte ausdrücklich: Das Fräulein Benedetti. Soll ich — ?

Rosa. Hör mal, Alter, ihr wollt mich foppen. Es ist Pannosius.

Adam geheimnißvoll. Nein bewahre. Der Herr bedauert seine Karte nicht vorweisen zu können. Es ist ein Graf — mit'm ellenlangen Namen — Lei — Lat —

Rosa überrascht. Der Graf Leutenberg? Dann kommt er gewiß von Alfred. Bitt' ihn nur schnell herein. Laß den Grafen doch nicht warten. Ach Gott, vielleicht ist was passiert.

Adam. Graf Leutenberg ist es nicht. *Ab.*

Rosa hat die letzte Bemerkung des Alten überhört. Aber so spät. Er müßte selbst schon hier sein. Sonderbar — der Graf — ?

Adam öffnet die Thür und läßt den fremden Herrn ein, es ist von der Vellen. Der Alte zieht sich diskret in's Vorzimmer zurück.

Zweite Scene.

Rosa Benedetti. von der Vellen. Je liebenswürdiger und verbindlicher seine Worte klingen, um so größer ist die Trivolität und Niedrigkeit seiner Gedanken, welche er scheinbar absichtslos in eine harmlose Form zu kleiden versteht.

von der Vellen unsicher. Mein gnädigstes Fräulein. Sie entschuldigen, wenn ich so frei bin, in einer fremden

Wohnung Sie zu belästigen. Ich hoffe aber, daß Sie meine Gegenwart hier nicht als Rücksichtslosigkeit und Aufdringlichkeit auslegen werden. Sollte ich mich aber geirrt haben, so werden Sie gütigst verzeihen — ich werde nicht weiter zur Last fallen —

Rosa *höflich, aber kühl.* Wenn Sie sich einmal herbemüht haben, mein Herr, — warum —? Mit wem habe ich das Vergnügen —?

von der Vellen *scheu um sich blickend.* Zuerst die Pflicht, dann das Vergnügen. Kennen Sie, wenn ich fragen dürfte, einen Grafen Leutenberg? Einen gewesenen Freund des Herrn — des Hausherrn hier, Ihres Herrn Bräutigam, wenn ich mich nicht irre?

Rosa. Ach, der Herr Graf — es freut mich sehr, Sie kennen zu lernen. Bitte nehmen Sie doch gefälligst Platz, Herr — Herr Graf. Sie kommen gewiß in Angelegenheiten meines lieben —

von der Vellen. *Hm, je nachdem, mein Fräulein.* Ich bin Egoist. Sei es ein freimütiges Geständnis — meinerwegen bin ich hier bei Ihnen und — meines und fast sogar Ihres Glückes wegen. *Lachend.* Die Worte klingen räthselhaft, ja. Aber die Lösung ist sehr einfach, ja.

Rosa. Sie machen mich neugierig, Herr Graf. Ich bin gespannt.

von der Vellen *will ihre Hand erfassen, welche sie aber schnell zurückzieht.* Ich bin ein junger Chemann, Sie, mein gnädigstes Fräulein, sind eine junge Braut. Wollen wir uns trösten, wir haben beide einen großen Irrtum begangen. Wir sind Leidensgenossen.

Rosa *befremdet.* Herr Graf, aber ich bitte Sie sehr — da Sie sich schon einmal herbemüht haben, so besitze ich das Recht, eine deutlichere Erklärung zu verlangen.

von der Bellen. Stellen Sie sich vor, ich bin auf die schändlichste Weise bestohlen worden.

Rosa ärgerlich. Herr Graf, wenn Sie als Possenreißer hergekommen sind, oder auf eine materielle Unterstützung bei mir gehofft haben, so haben Sie sich gewiß in der Thür geirrt.

von der Bellen. Regen Sie sich nicht zu früh auf, meine Fräulein, sonst könnten Ihre Nerven späterhin nicht mehr stand halten. Ich tu es nur aus Rücksicht zu Ihnen, wenn ich mich so unklar ausdrücke, denn — sehen Sie — Sie würden die ungeschminkte Wahrheit nicht vertragen können.

Rosa. Um das lächerliche Possenspiel zu Ende zu bringen, würde mir kein Opfer zu groß sein. Also ich bitte — ohne Rücksichten, was Ihnen gewiß nicht schwer fallen kann.

von der Bellen. Wir beide sind betrogen, hintergangen — auf die nichtswürdigste Art und Weise —

Rosa sich erhebend. Sind Sie betrunken, Graf?

von der Bellen leise lachend. Weder bin ich betrunken, Fräulein Benedetti, noch Graf. Ich bin garnicht Graf Leutenberg, möchte auch garnicht in seiner gräßlichen Haut stecken. Leutenberg könnte auch garnicht hier sein, er fertigt wohl augenblicklich seinen Kartellträger ab. Der Bestimmungsort des Letzteren wird wohl hier dieses Zimmer sein. Leutenberg und Blumental werden sich duellieren müssen. Und mir werden Sie hoffentlich verzeihen, daß ich Sie im Irrtume bestärkte, mich für den Grafen zu halten?

Rosa. Sie haben natürlich alles erlogen. Wer sind Sie?

von der Bellen. Aber bitte. Sie gestatten — mein Name ist von der Bellen, bin der Gräfin Leutenberg Bruder.

Rosa. Weshalb hielten Sie es für Ihre unberufene Pflicht mich — wie durften Sie es wagen — ?

von der Belken lächelnd. Mich in die Höhle des Löwen zu wagen, geruhen Sie wohl zu fragen, mein Fräulein? Wenn ich mich in die Höhle eines solchen Löwen gewagt habe, so weiß ich ausgezeichnet, daß dieser Löwe soeben ganz zahm und gefügig die Bretter der Hofburgbühne betreten hat und nicht eher wieder heruntersteigt, als bis die Uhr eins geschlagen hat. Sie haben mich verstanden? Also soweit ich Leutenberg kenne, ist er ein fürchterlicher Hitzkopf und — deshalb wird er sich gewiß beeilen. Er liebt nichts lange auf sich sitzen zu lassen. Ich kann es natürlich nur anerkennen, aber Sie müssen verstehen, daß es im Interesse meiner Schwester liegt, einen öffentlichen Skandal zu vermeiden. Überhaupt würde es das Vernünftigste sein, die ganze Affaire mit Stillschweigen zu übergehen. Meine liebe Schwester und der Gefühls- mensch Pannosius haben sich von ihren Stimmungen hinreißen lassen. Ach, es kommt so häufig in unseren Kreisen vor, es gilt sogar bei einigen als bon ton. Nun, jedenfalls sind Leutenbergs Ansichten in diesem Punkt noch unmodern. Ich würde es auch sein, wenn's die Not erheischt. Aber ich wiederhole Ihnen, meine liebe Benedetti, daß meine arme, unglückliche Schwester und Sie selbst sogar von ein und derselben Person betrogen — sind.

Rosa ihn heftig ansahrend. Wie wagen Sie's — dergleichen Niederträchtigkeiten verbitte ich mir.

von der Belken mit dem Stuhl weiterreitend. Ach, verzeihen Sie. Das Duell ist aber doch nicht zu verhindern. Wenn es im Bereich Ihrer Kräfte liegen sollte, so wäre uns allen geholfen: meiner Schwester, Ihnen, Ihrem Herrn Bräutigam und dem Grafen selbst sogar.

Rosa. Was kann ich tun? Und wenn ich es auch verhindern könnte, warum --?

von der Wellen. Seien Sie großmütiger, als man zu Ihnen gewesen ist.

Rosa. Wenn ich jetzt in's Theater sollte, was nützt es?

von der Wellen. Dazu kann ich Ihnen nicht raten. Dann ist es schon zu spät.

Rosa erschrocken. Woher?

von der Wellen sich verlegen stellend. Hm, wie soll ich's Ihnen sagen —

Rosa. So sprechen Sie doch endlich!

von der Wellen. Ich sah, so ganz zufällig, meine Schwester zu ihm hinaufsteigen. Sie kennen den langen Korridor? Durch Ihre Anwesenheit würden Sie die Bärtlichkeit und — die Gemütlichkeit nur höchst unvoretheilhaft beeinflussen. Doch — ich fürchte gleichfalls zu stören, deshalb gestatten Sie mir, daß ich mich empfehle. Er verneigt sich tief und geht ab.

Rosa ihm wie erstarrt nachblickend. Das paßt ja prächtig zusammen. Diese Lügen, diese Lügen — Der alte Adam kommt zurück.

Adam. Bei dem da im Oberstübchen scheint es nicht ganz richtig zu sein. Wie ein Dämlicher benahm er sich. Hat mich nur angegrinst — mit den Augen gezwinkert — Aber mein Täubchen, was fehlt —?

Rosa an seiner Brust schluchzend. Alter Unglücksrabe, Deine Prophezeihungen erfüllen sich.

Adam. Ach Gott —

Rosa hat ihre Ruhe wiedergefunden. Besorg' uns schnell einen Wagen, wir müssen fort.

Adam die Hände zusammenschlagend. Wohin, mein Kind?

Rosa. Schnell, schnell, was glockt Du mich an? Oder nein — warte doch, ich habe was Besseres. Du mußt ihn hier erwarten. Komm schnell, begleite mich. Ich werde Dir sagen, was Du zu tun hast.

Beide ab, die Scene bleibt leer.

Dritte Scene.

Pannosius kehrt aus dem Burgtheater zurück.

Er setzt sich mit einer Cigarette im Mundwinkel vor seinen Arbeitstisch und blättert in Manuscripten

Unmöglich Steht auf und geht auf und ab. Nein, unmöglich kann ich weiterarbeiten. Die Gedanken verwirren sich schon. Immer und immer wieder — diese verdammte Geschichte. Er bleibt stehen. Weiß er es schon?

Vierte Scene.

Pannosius. Die Eingangstür ist leise aufgegangen, eine tiefverschleierte **Dame** steht auf der Schwelle.

Pannosius tritt überrascht einige Schritte vor. Ha, ist das etwa Halluzination? Er greift sich an die Stirn. Junga, bist Du es?

Die **Dame** den Schleier zurückschlagend. Nein, ich bin es. Erschrecken Sie nicht. Reichen Sie mir einen Stuhl.

Pannosius. Sind Sie es, Frau Gräfin?

Hildegard. Ich mußte zu Ihnen kommen, Alfred.

Pannosius. Warum zu mir? Warum treiben Sie ein so gewagtes Spiel?

Hildegard. Es ist besser, alles auf eine Karte zu setzen. Was ich Ihnen jetzt zu sagen habe, durfte ich keinem anvertrauen.

Pannosius. Auch Ihrem Gatten nicht?

Hildegard. Das ist ja das Furchterlichste.

Pannosius ihr einen Stuhl reichend. Bitte. Nein, ich kann es noch nicht fassen, wie ich zu diesem Glück gekommen bin. Täuscht mich nicht irgend ein Traum?

Hildegard lächelnd. Ach, wenn es bloß Träume wären. Ich habe keine Zeit bei Ihnen zu verlieren, Alfred. Eine Bitte ist es, eine kleine Bitte muß ich gerade jetzt — heute — an Sie richten, obgleich mein Ruf darunter leiden könnte, denn morgen würde es schon zu spät sein. Eine Frage: ist jemand im Auftrage meines Mannes bei Ihnen gewesen?

Pannosius. Nein noch nicht, Frau Gräfin.

Hildegard. Frau Gräfin, Frau Gräfin, noch immer — Frau Gräfin? Ach, leider ja. O Gott, versprechen Sie mir doch schnell, die Bitte zu erfüllen. Sie würden mich glücklich machen, versprechen Sie es mir?

Pannosius. Ich muß doch wissen, worum es sich handelt. Ich begreife schon, daß es kein schöner Traum ist, der mich neckt.

Hildegard erregt. Sie gaben mir heute deutlich genug zu verstehen, daß Sie mich noch ein wenig lieb haben. Darf ich Ihnen glauben?

Pannosius. Frau Gräfin —

Hildegard. Schon gut, Alfred. Wenn ich Ihnen glauben darf, so erfüllen Sie mir die Bitte. Wenn Sie wollen, werde ich vor Ihnen auf den Knien liegen und das mit Gewalt ertrogen, was Sie mir gutwillig verweigern.

Pannosius. Aber Frau — Gräfin —

Hildegard. Alles will ich Ihnen sein, sogar Frau Gräfin, nur müssen Sie mir die Bitte erfüllen.

Pannosius. Sie haben kein Vertrauen zu mir?

Hildegard. Sie sehen doch, was ich gewagt habe. Es ist ein Opfer, wie es eine Frau nur unter seltenen Umständen bringen darf. *Leise hinzusetzend.* Es gilt unser Glück, Alfred.

Pannosius *lächelnd.* Unser Glück?

Hildegard. Wollen Sie mich nicht verstehen? Wissen Sie denn nicht, daß ich auch Stolz besitze? Und daß es mir keinen leichten Kampf gekostet hat, diesen Stolz zu besiegen? Doch was wißt ihr Männer von Kämpfen!

Pannosius. Wenn es möglich ist, so verspreche ich Ihnen —

Hildegard *auffpringend.* Reisen Sie fort — heute — auf der Stelle. Verreisen Sie so schnell, als nur irgend wie möglich — nach Tyrol oder — nach Riga — einerlei wohin. —

Bleiben Sie nicht hier. Verweilen Sie nicht eine Minute länger. Mein Mann weiß alles, er weiß sogar mehr, als wahr ist — und — tun Sie mir nicht den Schmerz an. Sie erfüllen meine Bitte sofort — oder — ich muß glauben, obgleich es mir sehr schwer fallen dürfte, daß Sie mich nur betrogen, mir gelogen, geheuchelt, daß Sie mich nie geliebt haben. Wie weit soll ich mich vor Ihnen erniedrigen? Sie müssen eben gleich Wien verlassen, es könnte bald schon zu spät sein.

Pannosius *nach einer kurzen Pause.* Würden Sie mir folgen, wenn ich es tun sollte?

Hildegard *leise.* Wenn Sie meine Bitte erfüllen wollen, gewiß.

Pannosius. Sie kennen sich selbst schlecht, Frau Gräfin. Einem Manne, den Sie nicht achten können, könnten Sie nicht angehören.

Hildegard. Glauben Sie, daß ich Ruhe finden könnte? Ich dachte, daß es schon jetzt zu spät sein würde, aber — Gott sei Dank. Ehe es nicht zu spät ist, machen Sie sich auf und verlassen Wien — und vergessen, was Sie hier angerichtet haben.

Pannosius. Kann ich es, darf ich es?

Hildegard. Warum dürfen Sie nicht? Sagten Sie selbst doch einst, daß Sie alles tun dürfen, was Sie können, und alles können, was Sie tun wollen? Ich kann Ihnen garnicht schildern, wie schrecklich Leutenberg heute war. Im ersten Augenblick fing er förmlich zu rasen an, er tobte wie ein Irresinniger. Die scheußlichsten Beleidigungen warf er mir in's Gesicht, dann lag er vor mir auf den Knien und weinte wie ein Kind.

Pannosius. Ich wußte, daß es so weit kommen würde, aber so schnell habe ich es doch nicht erwartet. Und das überrascht mich.

Hildegard. Soll ich — sie bricht in Tränen aus Morgen — in aller Frühe — fällt die Entscheidung —

Pannosius. Liebe Frau Gräfin — sie stützt sich auf seinen Arm. Es ist ja nicht anders möglich. Wenn es so ist, wie Sie sagen, ja — es wäre die unverzeihlichste Feigheit, wenn ich Ihre Bitte erfüllen wollte. Sie müßten mich verachten. Ist es mir vom Schicksal beschieden, für meine unglückselige Liebe zu Ihnen zu bluten, so will ich es mit Freuden tun. Denn wenn mir das Glück im Leben, wie ich es mir vorstellte, nicht beschieden ist, dann will ich wenigstens durch den Tod glücklich sein. Ihr Gemahl ist ein vortrefflicher Pistolenschütze, er hat sich oft vor mir seiner Kunstfertigkeit gerühmt — und ich — ich werde — aber, liebe Frau — nein ich kann nicht. Leidenschaftlich. **Hild'gard,** verstehst Du wirklich nicht,

daß ich nicht ehrlos handeln darf? Wenn ich den Mut hatte, mich Dir zu bekennen, so muß ich auch den Mut finden, dafür zu leiden. Ist es eine schimpfliche Strafe? Nein, nein, eine Belohnung ist es, eine unverdiente Gnadengabe des Schicksals, das mich vor Schlimmerem bewahren will.

Hildegard unter Tränen lächelnd. Alfred, ich verstehe Dich. Du darfst nicht anders, aber meine Bitte wirst Du erfüllen müssen. Du willst mich doch nicht unglücklich machen?

Pannosius. Nein, liebste Hilde, schamlose Lüge würde es heißen, wenn wir uns an verbotener Liebe heimlich entschädigen sollten. Dagegen wäre gemeiner Diebstahl eine edle Tat. Feige Lüge dürfte es sein, wenn wir der Entscheidung ausweichen wollten. Und einmal mußte es kommen. Ob früher, ob später — und es ist besser, daß es so plötzlich gekommen ist. Denn könnten wir beide für uns stehen —? Gibt es nicht Augenblicke, wo die Gefühle uns mit unwiderstehlicher Gewalt hinreißen —? Es muß sein, und es ist gut so. Tröste Dich, es läßt sich vielleicht noch ein Ausweg finden, aber — nicht ein so — schimpflicher. Wir müssen —

Hildegard. Wir müssen hoffen, Alfred. Laß uns stark sein und geduldig.

Pannosius. Stärke ist Schwäche geworden, und Geduld in Feigheit ausgeartet. Ich sehe im Entsagen keine Geistesgröße. Besonders das Weib liebt sich dem hinzugeben und ist glücklich in diesem Selbstbetrug. Hilde, Hilde — die lieben Mitmenschen sind es gewesen, die uns dieses Gift allmählich in die Seele geträufelt. Soll das ein Trost sein? Und wenn auch — wir verstricken uns in den Maschen dieses Netzes: Gewissen. Fast heiter. Selbstlosigkeit und Selbstverleugnung wird zur Selbstver-

nichtung und Narrheit umgestempelt, die Feigheit wird zur Selbstlosigkeit umgetauft. Der große Philosoph hat wahr geredet über eine gewisse Entwertung von wertlosen Dingen. Und — die höchste Gerechtigkeit hat ihn dafür zum Wahnsinne verdammt. Alles unter einer gewissen Hochherzigkeit Deckmantel, also spricht der Weisheitslehrer, unter dem lumpigen Fegen eingebildeter Selbsterkenntnis, der die nackte Feigheit der gesitteten Gesellschaft verbergen soll. Alles — alles —

Hildegard. Du sprichst so sonderbar, Alfred. Ich verstehe Dich nicht. Wir müssen doch unsere Pflicht erfüllen, Alfred.

Pannosius. Wäre es doch jedermanns Pflicht glücklich zu machen und glücklich zu sein, und wollte ein Jeder gewissenhaft seine Pflicht erfüllen, so wär die Erde ein Paradies und wir alle — ehrliche Menschen. Jetzt aber sind wir jämmerliche Schwächlinge und nennen uns selbstlos und tugendhaft und heldenmähig, da wir unser eigen Glück mit Füßen getreten, weil wir zu feige waren, uns zu bücken, es aufzuheben und ‚wir selbst‘ zu sein. Jetzt aber ist es zu spät.

Hildegard sich heftig aus seiner Umarmung befreiend. Uns ist diese Sprache nicht erlaubt.

Wir müssen entweder gehorchen oder uns selbst verachten. Sie setzt sich.

Pannosius. Ja, Frau Gräfin, es ist doch besser, daß das Dasein keine Lüge wird. Es muß geschehen, und dieser Schritt bringt uns beiden Rettung.

Hildegard. Sie haben sogar den Mut zu hoffen?

Pannosius aufhorchend. Ich höre Schritte. Es ist wohl — Sie dürfen auf keine Weise kompromittiert werden. Bitte, treten Sie schnell hier ein. Er öffnet die Thür zum

anstoßenden Zimmer, aber im selben Augenblick wird schon an die Eingangstür geklopft. Schnell, schnell, Hilde. Die Gräfin schlüpft schnell hinein und schließt leise hinter sich die Thür; Pannosius steht unentschlossen in der Mitte des Zimmers. Ich kann's nicht glauben. Er tut einen Schritt zur Thür. Und wenn es doch nur ein Traum ist, — ein böser Traum? Er nähert sich vorsichtig der Thür, hinter welcher ein vernehmliches Räuspern zu hören ist. Und wenn es Abaddon, der Weltbeherrscher, selbst ist? Wild um sich blickend. Ruhe — Ruhe — Fassung — Er schleicht zum Arbeitstisch, öffnet ein Fach und nimmt einen Revolver heraus. Wenn es aber kein Traum ist? Er setzt die Waffe an die Schläfe. Wenn es ein Traum ist, so muß die Kugel mich aufwecken, und die Qual hat ein Ende. Ist es aber kein Traum, so schlafe ich ein — und die Qual hat auch ein Ende. Nein, Hild'gard. Er schleudert die Waffe in das Schubfach zurück und schließt dasselbe. Hämmert und pocht es hier in den Schläfen bei mir, oder ist's hinter der Thür? Er reißt die Thür auf und blickt hinaus. Wer da? Dr. Walter tritt ein. Ach, Sie sind's, Herr Doktor?

Fünfte Scene.

Pannosius. Dr. Walter.

Dr. Walter. Verzeihen Sie mir, Herr Blumental, die späte Störung. Ich tu es auch nicht freiwillig, der Not gehorchend. — Eine peinliche Pflicht zwingt mich, Ehrenpflicht —

Pannosius. Ich bitte sehr. Sie sind mir auch ohne Entschuldigung willkommen, Herr Doktor.

Walter. Sie entschuldigen gütigst, wenn ich es bezweifle. Sie müssen doch wissen, warum ich gekommen bin.

Pannosius. Sie kommen vom Grafen Leutenberg, und es ist mir doppelt angenehm. Ich bitte, der weite Weg ermüdet ihn zum Sigen auffordernd. Schütteln Sie getrost

Ihre Last ab, auf meinen Schultern soll sie federleicht werden.

Walter. Ich darf doch voraussetzen, daß Sie schon wissen, worum es sich handelt?

Pannosius höhniſch lachend. Wenn ich auch Zukunftsvisionen ſchreibe, ſo bedeutet das durchaus nichts.

Walter. Gewiß, gewiß.

Pannosius. Denn das Hellſehen iſt mir von der Natur verſagt.

Walter den Ton wechselnd. Gewiß, gewiß. Ich bezweifle es nicht, obgleich Sie mich einſt eines Besseren belehren wollten, mein Herr. Also — richtig — Sie erinnern mich daran, daß ich nicht zu meinem Vergnügen hierher gekommen bin.

Pannosius. Und zu meinem gewiß auch nicht. Das können Sie mir getrost glauben, verehrtester Herr Doktor.

Walter. Sie erlauben, daß ich mich meiner Miſſion ſo ſchnell als möglich entledige. Wozu viele Worte verlieren —

Pannosius. Sie haben faſt recht. Es ſind weniger verlorene Worte, als Worte, die ihren Sinn verloren haben.

Walter murrend. Gewiß, gewiß. Also — Graf Leutenberg iſt ſchwer beleidigt und — trotz meiner eifrigſten Vorſtellungen — iſt er der Anſicht geblieben, daß es nur einen Ausweg giebt. Nachdem, was zwischen Ihnen vorgefallen —

Pannosius. Ich muß unhöflich ſein und Sie unterbrechen. Ich bitte Sie, mein Herr, ſich deutlicher und — korrekter auszudrücken, denn es iſt, meines Wiſſens, zwischen dem Grafen und meiner Wenigkeit nichts vorgefallen. Wenn aber der Herr Doktor mehr weiß, als die Wahrheit

erfordert, so kann ich mich nicht aus falschangebrachter Gefälligkeit zum Lügner machen.

Walter. Mein Herr, Ihre Ausdrücke sind stark. Es tut mir leid, daß Sie mich mißverstanden haben. Ich wollte rücksichtsvoller gegen eine Dame sein und rechnete auf das gleiche Ihrerseits.

Pannosius. Die größte Rücksicht sind wir der Wahrheit schuldig.

Walter. Gewiß, gewiß. Jedoch es bleibt sich gleich. Wie Sie verlangen: nachdem, was zwischen Ihnen und der Frau Gräfin vorgefallen ist, steht es außer Zweifel, daß der Graf in der Person seiner Frau Gemahlin durch Sie kompromittiert ist. Sie müssen sich mit dem Grafen schlagen, das sind Sie seiner und Ihrer eigenen Ehre schuldig. Der Graf als der Beleidigte hat die Waffenwahl — jedoch —

Pannosius. Hm, hm — und wann?

Walter. Der Graf hat wenig Zeit zu verlieren. Morgen in aller Frühe um fünf Uhr.

Pannosius nach einer Weile. Mir wäre es angenehmer um vier Uhr. Übrigens — wie es Ihnen beliebt — ich füge mich Ihren Wünschen.

Walter. Ich besitze die nötige Vollmacht, also — um vier Uhr morgens.

Pannosius. Sie sind sehr gefällig, Herr Doktor.

Walter abweisend. Keine Ursache. Sogar die Wahl der Waffen überläßt der Graf Ihnen.

Pannosius. Das ist sehr gütig von ihm, fast freundschaftlich.

Walter. Sie scheinen die Angelegenheit leicht zu nehmen, Graf Leutenberg meint es sehr ernst.

Pannosius. Ich kann es ihm nachfühlen. Und deshalb will ich ihm die Wohlthat, welche er mir als Freund zum letzten Mal erweisen will, erleichtern. Er soll ein vortrefflicher Pistolenschütze sein und deshalb schlage ich Pistolen vor.

Walter. Darf ich den Schluß ziehen? Fünzehn Schritt Distance, dreimaliger Kugelwechsel. Das Renkontre wird morgen früh um vier Uhr stattfinden. Waffen — also Ihrem Vorschlage gemäß — Pistolen. Und Ihr Sekundant, wenn ich fragen darf?

Pannosius. Hm, ich habe keinen. Wüßte auch nicht — Würden Sie, Herr Doktor, die Güte haben — Sie würden mich zu großem Dank verpflichten, wenn Sie mir einen Herrn —

Walter. Gewiß, gewiß, das kann ich. Ich glaube, der Graf Palfsy, ein Kamerad des Grafen Leutenberg, würde Ihnen die Gefälligkeit sehr gern erweisen. Also um drei Uhr wird Graf Palfsy Sie abholen? Sie erlauben, daß ich mich empfehle? Dr. Walter ab.

Pannosius allein. Wenn es nicht so überraschend schnell gekommen wäre. Es ist aber so besser, ich komme nicht zur Besinnung. — Es geht so im Taumel fort, bis zum Schluß und dann — dann giebt es kein Besinnen mehr. Hildegard hat doch eigentlich recht, wenn Sie mir zur Flucht rät, ich bin dieser ganzen Lage durchaus nicht gewachsen. Warum will ich nicht lügen und schlaff sein? Würde ich keine Reue empfinden? Reue soll doch nur eine Vorspiegelung des Großhirns aus Furcht vor Strafe sein, oder eine Krankheit des überzarten Nervensystems. Ach meistens sind diejenigen, welche als Martyrer ihrer Ehre dastehen wollen, nichts weiter, als ohnmächtige, an anerzogene Vorurteile gefesselte Sklaven. Ja, ich bin

noch zu unreif, um gewissenlos sein zu können ohne die Selbstachtung einzubüßen. Da habe ich schon wieder Hild'gard vergessen. Vielleicht ist es nicht sie, sondern bloß eine Vor Spiegelung meines Großhirnes gewesen? Er öffnet die Thür in das anstoßende Zimmer. Frau Gräfin — Hilde — Hildegard tritt ihm entgegen.

Sechste Scene.

Pannosius. Hildegard.

Hildegard. Mir dünkte es eine Ewigkeit. Wie ist es, Alfred — Sie haben doch nicht —?

Pannosius den Kopf schüttelnd. Ich habe keinen Vorwurf verdient. Ich bin ein unmoderner Mensch. Wenn ich glauben würde, daß die Ehe nur ein heuchlerisches Feigenblatt der sogenannten gesitteten Gesellschaft wär, ja — dann eben wär es anders. Dann würde ich mich von der platonischen Liebe lossagen und mir die elementaren Begriffe der Liebe zum Wahlspruch machen.

Hildegard erschrocken. Aber hören Sie doch endlich auf, Alfred, was soll daraus werden In Tränen ausbrechend. Alfred —

Pannosius. Verzeihen Sie, Frau Gräfin, das Blut wallt in mir über. Atemlos. Ich — ich — ich kann es nicht mehr ertragen. Hier Lüge, dort Lüge — wo soll Gerechtigkeit und Wahrheit stecken? In höchster Ekstase ausrufend. Ich habe es aufgegeben, tanzende Sterne gebären zu wollen, weil es sinnlos wär', und jetzt — ein fürchterliches Chaos in mir. Wird dieses Chaos sich nie lichten?

Hildegard erschrocken. Um Gottes willen, Alfred, besinne Dich.

Pannosius. Darf ich mich hier besinnen? Vorwärts, blind hinein, heißt es. Erst nach geraumer Zeit sagt er. Ich bin ein närrischer Mensch. Sehen Sie, liebe Frau Gräfin,

es ist doch seltsam mit mir. Ich vergesse bisweilen — besonders jetzt in der letzten Zeit — alles um mich her und plötzlich — erfasst mich ein unwiderstehliches Verlangen in die Welt hinauszuschreien alles, was mir auf der Seele lastet, was mich quält und peinigt — und mir die Ruhe raubt. Wenn ich nachher zur Besinnung gekommen bin, schäme ich mich. Frau Gräfin — jetzt ist es aber schon — Hildegard, es ist die höchste Zeit. Wenn man Sie hier sehen sollte — oder — wenn der Graf — fliehend. Jetzt aber erfüllen Sie meine Bitte. Obgleich ich's nicht sagen möchte: gehen Sie, eilen Sie. Ich fühle schon, daß ^{leidenschaftlich} daß ich meinen guten Vorsätzen Hohn sprechen könnte. Wagen Sie nicht, weiter zu verweilen. Er rückt der Gräfin um einige Schritte näher. Ich könnte, Frau Gräfin, das heuchlerische Feigenblatt vergessen, die heilige Ehe. Die menschliche Liebe kennt keine Fesseln, und sie ist sinnlos frei. Gehen Sie, eilen Sie, fliehen Sie vor mir, Frau Gräfin. Gestohlenes Glück ist auch Glück. Hildegard, verlaß mich. Ich bin zu feige Glück zu stehlen. Ich bin feige, weil ich Dich liebe — wahr und innig. Entflieh sofort, sonst könnte es bald zu spät sein. Schneller, Hilde, so schnell als Du kannst — fort. Ich bin meiner selbst nicht mehr mächtig. *Murmelt.* Wir sind Sklaven. Gott-Vater, ew'ge Liebe — o der Wurm, hinweg, hinweg! Der Wurm — er zittert.

Hildegard blickt ihn lange an, ein seltsames Leuchten huscht über ihre Blige, dann wendet sie sich langsam ab. Du verzeihst mir, Alfred?

Pannosius steht unbeweglich.

Hildegard geht bis zur Thür, wendet sich noch einmal zurück nach ihm und geht dann hinaus. Leb' wohl ab.

Pannosius leise und fast flügend ihr nachrufend. Hilde! Hildegard, Du gehst und gibst mich auf — ohne Kampf.

Sich vor die Stirn schlagend. Feigheit bestraft sich selbst. Die gehaltste Faust drohend schüttelnd. Du mußt, du mußt, blinder Gehorsam ist dein Los. Eine willenlose Gliederpuppe in der Gewalt eines gewaltigen Geistes — da oben. Wenn's bloß Ammenmärchen wären. Fast wie im Wahne. Abaddon, Apollyon, feige Selbstsucht — so kann ich dich verstehen. Müßte ich aber nicht noch mehr das Buch der Daseinsregeln studieren, um deine weisen Gebote, Weltbeherrscher, zu erlernen? Ich habe mich noch zu wenig bemüht. Erst staunte ich, dann bewunderte ich, ja — sogar begeistert fühlte ich mich, doch ich warf die Blätter zur Erde in den Schmutz, trat mit Füßen die Gesetze des Egoismus und fluchte der Niedrigkeit und Selbstsucht genialer Geister, in deren Händen die zügellose Masse zum gefügigen Werkzeuge ward. Lügen, großartige Lügen sind es, mit denen der ewige Wahrheits hunger der Menschheit zeitweilig gestillt wurde. Die Besinnung kehrt zurück. Was rede ich? Bin doch allein und — ich spreche, als ob fremde, feindliche Meinung zu widerlegen wäre. Ich fange an zu glauben, daß auch ich zu den eingebildeten Narren gehöre, denen keine Musik angenehmer ist, als der Klang ihrer eigenen Stimme. Müde lächelnd tritt er an den Arbeitstisch und setzt sich. Er lehnt sich weit zurück in seinen Stuhl, den Ellbogen auf den Tisch und den Kopf schwer in die Hand gestützt. Ich habe nicht den Mut genial zu sein. Ach, wäre der große Wurm, der Zweifel nicht auf der Welt, es würde alles anders sein auf Erden. Der Zweifel ist älter als Gott und die Liebe. Als der große Wurm am Menschengeniste zu zehren begann, da schuf sich der Mensch aus dem ersten Kot die dieses Wurmes seinen Gott. Als aber der Wurm den Menschengenist aufgezehrt hatte, da verschlang er den Gott des Menschen und seinen eigenen Kot.

Es ist alles wie ein Traum, die Vernunft verfolgt die Bahn des tanzenden Sternes, ängstlich und klopfenden Herzens, wie ich selbst. Ich will mich nicht durch das glänzende Flimmern dieses Irsternes blenden lassen. Ich weiß, daß es meinem Stern nicht vergönnt ist, sich bis in die riesige Bahn der Planeten zu erheben. Als armer, verlorener, sinkender Stern muß er zwischen Abgründen und Irthümern verschwinden. Er steht wieder auf, geht zur Thür und will hinaus; am Ausgang steht der alte Adam.

Siebente Scene.

Pannosius. Adam.

Pannosius. Alter Mann, was suchst Du bei mir?

Adam. Der gnädige Herr verzeihen — die liebe Braut des gnädigen Herrn wünschen zu erfahren, ob der gnädige Herr —

Pannosius. Ach, Dich hat die liebe Braut geschickt, nicht Deine eigene Neugier hat Dich hergetrieben. Schon gut, Du kannst es erfahren. Es zuckt fast wie Rührung über seine Züge. Höre, Alter, eine hübsche, lehrreiche Geschichte kann ich Dir erzählen. Er setzt sich. Also, ich ging gestern am hellen, lichten Tage über einen großen Platz. Eine Menge Volks hatte sich auf einem kleinen Fleck Erde dicht zusammengedrängt und umringte aufgeregt und laut schwazend eine Stelle zwischen den Geleisen der Pferdebahn. Ich trete näher heran und denke darüber nach, was wohl die Leute dabei so aufregen könnte? Ein altes schmutziges Weib steht außerhalb der Gruppe und schluchzt herzererschütternd, als ob sie ihre teure Ehehälfte oder gar ihren einzigen Sohn soeben verloren hätte. Da kommt ein Schutzmann. Die Menge macht Platz und geht auseinander. Ich werfe flüchtig einen Blick hin und — was Erschüt-

terndes, Entsetzliches bot sich mir dar. Im Straßenkot lag ein ruppiger, simpler Köter. Das Schicksal hatte ihn in der Gestalt einer Pferdebahn ereilt und zermalmt. Er lag im Staube, die trockene Zunge hing ihm weit aus dem Maul heraus, und ein altes Weib beweinte ihn und sein tragisches Ende. Pannosius lacht dem Alten in's Gesicht, dann ist er wieder

ernst und führt langsam, schleppend fort. Sage mir, Alter, warum vergoß das alte Weib heiße Tränen? Warum standen die Leute beim Kadaver des elenden Köters, warum regten sie sich so sehr auf? Ein unvorsichtiger Hund war von der Straßenbahn überfahren worden. Ist es erschütternd, erfordert es Mitleid? Ja, Alter, so ist es nun einmal mit den Menschen. Ob ein verunglückter Hund oder ein unglücklicher Mensch, es ist den Menschen gleich. Sie suchen Schauspiele, um ihre Nerven zu kitzeln, aus Wißbegier, aus Neugierde, aber nie kann edles Mitgefühl den Menschen eine Träne entlocken. Sie verstehen kein Mitleid, sie suchen und verlangen es wohl, sie geben keins. Sie suchen nur Schauspiele und Nervenreiz. Alter Mann, bist Du heute zu mir gekommen, um deine Neugierde zu befriedigen, um ein Schauspiel zu genießen oder gar um deine alten, schlaffen Nerven ein wenig anzuspannen? Alter Mann, alter Mann, nimm Dich in acht. Ich rate Dir schnell umzukehren, der Nervenreiz, welchen ich Dir bieten würde könnte für Dich zu stark und zu erschütternd sein. Kehre um, alter Mann, solche Schauspiele können Deine Nerven nicht vertragen.

Adam. Ach, guter, bester Herr, habt doch Mitleid mit dem Fräulein, habt doch Mitleid mit Euch selbst.

Pannosius. Mitleid, alter Mann? Kennst Du das Gefühl, weißt Du was Mitleid heißt? Mitleid ist ein seltenes und edles Gefühl, welches selten erweckt wird. Es

ist nicht das schwere Gefühl, welches den Unglücklichen zu Boden drückt und ihn mutlos macht. Es ist nicht der eitle Wahn, auf dessen gleichnerischen Flügeln sich der Mitleidige hoch emporhebt, hoch hinauf über den Unglücklichen, vom grausamen Schicksal hart Niedergedrückten. Nein, alter Mann, ein wahres und edles Mitleid ist eine seltene und gewöhnlich auch unverdiente Wohlthat, welche stärkt und aufrichtet und zu einer edlen Größe emporhebt.

Mitleid soll kein Almosen sein, edles Mitleid ist eine Liebesgabe, mit welcher ein edler Mensch sich selbst belohnt.

Das ist Mitleid, alter Mann. Ich habe es nicht verdient und bitte keinen darum. Deshalb geh geschwind nach Hause und sage zu Dir: Der Mann, der so gesprochen hat, braucht kein Mitleid. Geh — der Alte zaudert. geh — hinaus. Der Alte steht noch immer unschlüssig und wischt sich das Wasser aus den Augen. Sage mir, alter Freund, bist Du ein Christ?

Adam. Ja, gnädiger Herr.

Pannosius. Das Mitleid eines Christen ist auch ein Almosen, aber ein harter Stein, mit welchem er seinen Nächsten bewirft. Und das schmerzt, kann ich Dir sagen. Eine kurze Pause entsteht, dann unterbricht der Alte das Schweigen.

Adam *schmuckend.* Wenn der gnädige Herr wüßte, wie lieb ihn die Rosa hat.

Pannosius. Morgen, wenn alles schon vorüber ist, sagst Du es ihr. Sage ihr alles, alter Mann. Sage ihr, daß ich selbst es anders nicht gewünscht habe. Sie ist ein braves Mädchen —

Adam. Ja, das wird sie wohl sein.

Pannosius *mit abgewandtem Gesicht.* Sie wird sich mit allem ausöhnen, ich konnte es nicht. Mehr für sich. Hier dämmert mir der Morgen eines ungeahnten Glückes und — ich habe keine Zeit, ich habe keine Zeit den Sonnen-

aufgang zu erwarten. Wenn aber auf diese Glückesdämmerung die finstere Nacht der ewigen Ruhe folgen sollte? Jetzt aber geh — fort — fort — Der Alte blickt ihn starr an und rührt sich nicht. Sag' es ihr morgen. Jetzt reich' mir Deine Hand zum Abschied. Dein Gott behüte Dich. Der Alte ab.

Pannosius wieder allein: Wie müde bin ich, wie zerschlagen. Und dieser alte, gute Narr mußte mir noch jetzt über den Rest des Weges laufen, um mein bischen Gewissen wieder aufzurütteln. Er sieht nach der Uhr. Hm, noch eine halbe Stunde, dann holen mich die Henker der Ehre ab. Und dann geht's auf die Richtstätte — lächelnd auf mein Golgatha. O wie das brennt, als ob die Hölle Generalversammlung halten würde — oder — als ob ein großer Wurm an meinem Hirne — Wurm, Wurm, ich krümme mich vergeblich, bin ja selbst auch ein Wurm.

Damit die Zeit nicht zu lang wird, muß ich etwas vornehmen, — sonst muß ich noch dem fürchterlichen Wurm unterliegen. Das zweite Kapitel aus den Zukunftsvisionen ist noch korrekturbedürftig. Er geht an den Bücher-schrank und zieht ein großes Bündel Manuskripte hervor. Ein Testament müßte ich auch noch machen. In solchen Fällen tut man es gewöhnlich so. Nach kurzen Vorbereitungen schreibt er. „Sollte ihm ein Unglück zustoßen, so bittet der Unterzeichnete diese Manuskripte seiner Braut“ — hm, darf ich sie so nennen? Verbeßert. — „Dem Fräulein Rosa Benedetti“ — . . . „Theognost Pannosius“ — nein doch — „Alfred Blumental.“ Einen Pannosius giebt es nicht mehr, der Stern ist untergegangen. Er legt den zusammengefalteten Bogen zu den übrigen Papieren. Untergegangen, vom Wurm verschlungen. Darauf tritt er ans hohe Bogenfenster rechts und öfifnet es, aus einem der Nachbarhäuser schallt Klaviermusik und Gesang herüber. Es wird das bekannte Lied von Heinrich Heine „Es ragt in's Meer der Rinnenstein“ gesungen, Pannosius horcht aufmerksam hin, dann wirft er das Fenster zu und geht wieder an den Arbeitstisch; dort

nimmt er ein blaues Heftchen zur Hand, einen Rotstift und liest. Zuerst ruhig und halblaut, dann deutlich vernehmbar und mit Ausdruck.

„Zerrissene Wolken jagen über den bleischweren Himmel. Ängstlich flattert ein verirrter Vogel über dem Gipfel eines Bergriesen. Die Wogen rauschen nach einer eintönigen, geheimnisvollen Melodie, immer weiter und rastlos weiter wälzen sie sich in's Meer hinein — vorüber am hohen Berge, zu dessen Füßen sich schon die ersten Nachtschatten niedergelassen haben. Das arme Vögelchen scheint keinen Ruheplatz finden zu können, wie etwa eine geängstigte Menschenseele aus dem Todeskampfe einen Ausgang in die Ewigkeit sucht. Ein schwerer, dumpfer Druck liegt auf der Natur. Die Bäume senken ihre Zweige und in ihren Kronen schaukelt ein schwerer Wind; als Vorbote eines Gewittersturmes. Über das Meer mit seinen weißen Schaumkämmen und tiefen, schwarzen Furchen kommt ein grollender Ton gezogen. Es klingt fast wie das ferne Rollen eines Wagens. Sollte der alte Meergott bei diesem Wetter seinen Muschelpalast auf dem Korallenriff am Meeresboden verlassen haben, um einen einsamen Menschen zu erschrecken, wie ein altes, grußliges Märchen aus der Kinderzeit? Nein, der Gott des Meeres pflegt seine ewige Liebe ruhig in den feuchtkalten Armen seiner Herzenskönigin schlummernd und — dieses Geräusch ist das Anzeichen eines heraufziehenden Gewitters. Der Druck und die Schwüle werden noch schwerer und dumpfer, aber die Bäume erheben sich aus ihrer gebückten Stellung, halten ihre Häupter still und lauschen der gewaltigen Stimme da droben. Die finsternen Nachtschatten steigen aus ihrer unterirdischen Behausung hervor und lagern sich auf Wald und Feld, besetzen die Höhen und erklimmen den Berggipfel, um der unheimlichen Donnerstimme mit Wohlgefallen zu lauschen.

Die rauschenden Wogen verstummen, die geheimnisvolle Melodie der Wellengeister erstirbt im Wehen des Windes, welcher sich in eine Felspalte verkriechen will, aber da dem trockenen, kalten Gesellen der Eingang von einem wärmenden Moderdunst verwehrt wird, stürzt er sich heulend am Felsen vorbei auf die Wellen, deren weiße Kämme er grimmig peitscht.

Ein bläulicher Lichtstreifen huscht, wie eine feurige Schlange, über die Wogenkämme, über den Ufersand, verschleicht auf einen Moment die furchtsamen Nachtschatten, gleitet über ein bleiches Menschengesicht und verschwindet in den zitternden Baumästen. Mit Seetang und Schlamm bedeckt liegt am Ufer eine menschliche Gestalt. Ein verunglückter Perlenfischer ist es, noch ist das Leben aus dem gebrechlichen Gehäuse nicht entflohen. Ein Donnerschlag erweckt jetzt den Unglücklichen aus dem schweren Schlummer. Die ersten, schweren Regentropfen rollen ihm über Stirn und Wangen.

Er öffnet die Augen und seufzt: „Kostbare Perlen — nicht errungen — Schiffbruch erlitten — das nackte elende Leben gerettet“ —.

In dieser selben Nacht wurde eine tausendjährige knorrige Eiche vom Blitzstrahl gefällt. Der Perlenfischer sah es und vergaß darüber seine eigenen Schmerzen. Er sah in dieser Schreckensnacht nicht allein die alte Eiche fallen, er sah auch durch die Wolkenrisse flimmernde Sterne sinken — und er sah viel mehr, viel mehr.

Und er fand eine kostbare Perle. Nicht im Ufersande fand er die Perle, er fand den Schatz in seinem neuen Leben. Er sah eine überirdische Erscheinung in dieser Nacht: wie ein Himmelsbote stand die große Weltseele vor seinem Geiste und erzählte ihm von den Schick-

salen des Menschengeschlechtes. Die köstliche Perle der Erkenntnis trug er bis an sein Lebensende im Schreine seines Herzens — und als sein letztes Stündlein nahte übergab er mir, seinem treuesten Freunde, den Schatz als heiliges Vermächtnis.

Also sprach die große Weltseele:

Von seinen zwölf Aposteln und zahllosen Gehülfen unterstützt trat der Gottmensch in der Weltgeschichte auf und sprach. Liebet eure Feinde, tuet wohl denen, so euch hassen. Seinem sanften Gebot der Liebe folgten Tausende und Abertausende. Eine große Herde war durch das Band göttlicher Verheißungen gebunden an diesen guten Hirten, welcher Liebe gab und Liebe gebot. Es verflossen Jahrhunderte. Das Gebot der Liebe wurde aber den Tiermenschen drückend und lästig. Das Menschentier begann in seinem inneren Wesen eine selbstständige Kraft zu verspüren. Diese Kraft schwoll an und — zerriß das Band der göttlichen Verheißungen. Da warf der Tiermensch das Kreuz als trügliche Hoffnung von seinen Schultern, übte grausame Wiedervergeltung an seinen Feinden und rechtfertigte sich also: Liebe zum Nächsten ist verächtlich als Schwäche und Ohnmacht. Die Bestie in mir wollte belogen sein und darum war sie leichtgläubig, liebte ihre Feinde und ließ sich die Hände fesseln mit den Banden leerer Verheißungen.

Also sprach der Übermensch, der große Dichterphilosoph, welcher keine Jünger und Gehülfen hatte, als er mit seinem neuen Evangelium in der Weltgeschichte auftrat. Wie die Stimme eines Predigers in der Wüste erschollen seine Worte und doch durften seine Lehren nicht unbeachtet verhallen, denn also war der höchste Ratschluß der großen Weltseele, welche sich im Wandel des Zeit

geistes der denkenden Kreatur offenbart. Im Innern der Tiermenschen lauerten tiefversteckt — durch Erziehung und Selbstzucht gebändigt — die Bestien und lauschten gierig den Hammerschlägen, welche am Gitter ihres Gefängnisses welterschütternd dröhnten.

Aber auch das neue Evangelium wurde alt. Die Lehre vom Übermenschen und die Taten des Welttyrannen Abbadon, welcher jene Worte ausdrucksvoll und anschaulich mit Feuer und Schwert, Grimm und Blut bei jenen entfesselten Bestien in die Wirklichkeit übersetzt hatte, — sie wurden alle von neuen Strömungen fortgerissen, ihre Spuren von neuen Wallungen fortgespült.

Wieder erstand ein neues Evangelium, das dritte und letzte, denn das Gebot des Hasses und der Selbstzucht war unerträglich geworden. Es war die schwere Zuchtrute der Menschheit, welche ihre Schläge ertragen mußte, um sich zur höchsten Kultur erheben zu können. Alles Schwache und Schwankende hatte die Tyrannei des Hasses und der Verachtung erstickt und zerschmettert. Nur die gesunde Kraft allein hatte das zweite Evangelium der Menschheit überlebt.

Mit diesem Zeitpunkte beginnt in der menschlichen Kulturgeschichte die Herrschaft des dritten Evangeliums, welche sehr ähnlich ist dem tausendjährigen Reiche der Apokalypse, und wo es nicht mehr heißen wird: Liebe deinen Nächsten — auch wird man nicht mehr sagen können: Vernichte den Schwachen und Verächtlichen, weil du die Schwäche verachten mußst — sondern einzig und allein:

Meinen Nächsten liebe ich ohne Gebot,
Meinen Gegner vernichte ich ohne Haß.

Und warum? Weil ich weiß, daß es recht und billig ist.

Also gab die Menschheit dem ersten Evangelium des Gottmenschen seinen Gott zurück, dem zweiten, dem Übermenschentume, opferte sie ihre Tiernatur, — im dritten und letzten Evangelium dagegen erfaßte sie und machte sich zu eigen —

den geläuterten Menschen. Nachdem er gelesen, vernichtet er das Manuskript. Das Gefasel eines Blödsinnigen. Der Schrei eines von tausend Schmerzen gequälten Geistes. Er schlägt die Hände vor's Gesicht und schluchzt. Ist denn wirklich alles aus? Wo bleibt meine Ariadne —? Mit stierem Blick vor sich hinweisend. Da ist er, da ist der rote Faden — o weh ein kalter Schauer schüttelt seine Glieder — es ist rotes Blut. Ha, Leutenberg, das ist mein Herzblut. Stöhnend richtet er sich auf und streicht mit der Hand über die nasse Stirn. Mit matter Stimme. Ein traumhafter Zustand. Die Aufregung zeigt mir Schreckensbilder. Ich habe aber keine Furcht, nur keine Furcht — keine Furcht. Wieder überfällt ihn ein heftiger Schüttelfrost, er legt sich in höchster Erschöpfung auf die Ottomane hin und — plötzlich sieht er vor sich drei Gestalten. Drei Frauengestalten, zwei sind hübsch, eine — häßlich wie die Nacht. Wer könnte mir sagen, ob ich schlafe —? Kann man so lebhaft träumen? Er legt die Hand über die Augen und betrachtet aufmerksam die Erscheinungen. Was wollt Ihr von mir? fragt er mit müder Stimme.

Die **Häßliche** antwortet. Drei Schwestern sind wir. Gäste auf Erden und nicht überall und immer gleich gern gesehen. Keine Bande geschwisterlicher Liebe lassen sich zwischen uns auf die Dauer knüpfen. Wir müssen uns gegenseitig hassen und unermüdlich verfolgen. Wir haben nebeneinander keinen Raum, und für uns drei findet die Erde zu gleicher Zeit keinen Platz. Darum wechseln wir in der Herrschaft über die Menschen und lösen uns in verschiedenen Zeiträumen ab.

Ich bin — sagt **eine der Schönen** —

Ich bin — unterbricht sie **die Andere** und die **Häßliche** läßt keine von ihnen zu Wort kommen, sie spricht. Ich bin die Wahrheit und das sind meinen schönen Schwestern, Lüge und Hoffnung. Lüge und Hoffnung, welche dann erst von unserer Mutter geboren wurden, als meine Lebensdauer schon eine Unendlichkeit und zwei volle Ewigkeiten zählte. Unsere erhabene Mutter, die große Weltseele, hatte es für nötig befunden, als das Menschengeschlecht entstanden war, den Menschenkindern auch Erziehung und Pflege angedeihen zu lassen. Die armen Erdenwürmer hätten elendlich verderben müssen, wenn Mutter Weltseele sich nicht ihrer erbarmt hätte, indem sie ihnen ihre Töchter, meine Schwestern Lüge und Hoffnung, zur Pflege sandte.

Sieh mich an. Ich bin häßlich wie die finst're Nacht und unerforschlich wie die Dunkelheit. Deshalb hassen mich die Menschen, deshalb verfolgen sie, deshalb verhöhnen sie mich, angestachelt und aufgehetzt von meiner Schwester, von der argen Hoffnung. Wenn ich mit der Lüge im Bunde — denn wisse, daß wir Lüge und Wahrheit, als Wahrheitslüge geschwisterlich vereint, uns zeitweilig in die Herrschaft der Erde friedlich teilen, dann ruht die Hoffnung nicht und durch verlockenden, Sinne verwirrenden Trug treibt sie die Menschen zum Außersten und spiegelt ihnen eine verlockende, schönere Wahrheit vor. Der Sieg fällt ihr natürlich nicht schwer, denn wo Lüge und Wahrheit im Bunde verschmolzen sind, da ist der Keim des zerstörenden Zweifels und ihm entsprossen — durch die Hand der nimmerruhenden Hoffnung gepflegt — reiche Saaten des Unfriedens und der Zwietracht.

Ausgestoßen aus der Gemeinschaft, verhöhnt und verdammt muß ich der leeren Hoffnung die Erde überlassen.

Die treulose Lüge verbindet sich mit der Hoffnung und wieder scheint Ruhe und Frieden in den Gemüthern der Menschen zu herrschen. Die Hoffnung — allein ohnmächtig und nicht im Stande zu halten, was sie prahlerisch versprochen — treibt im Bunde mit der heuchlerischen Lüge die Menschen zur Verzweiflung. Und auch die Lüge ist nicht fähig durch ihre prunkende Schönheit auf die Dauer zu fesseln. Das Bedürfnis nach mir, die ewige Sehnsucht des Menschen nach Wahrheit — erwacht immer und immer wieder mit immer stärkerer Gewalt und — ich muß helfen. Wiederum verläßt die Hoffnung die Menschen und überläßt zeitweilig uns, Lüge und Wahrheit, die Herrschaft.

Du siehst also, daß das der Fluch unserer großen Mutter ist: wir dürfen und können nicht, weder alle drei in Eintracht und in Frieden nebeneinander zu gleicher Zeit wirken, noch allein, eine jede für sich, über die Menschengeister herrschen.

Das ist der Fluch des Menschengeschlechtes, und wir müssen ihm dienen.

Die **Schönste** der Jungfrauen, die zur Linken der Wahrheit gestanden hatte, blickt den Liegenden lächelnd an und beginnt ihre Rede; ein lichter Schimmer verklärt ihre überirdisch schönen Züge und sie spricht mit sanfter, weicher Stimme.

Erdensohn, auch mich siehst Du jetzt zum ersten Mal, aber meine Stimme hast Du oft hören müssen. Gewöhnlich laß ich sie nur zu leiser Klage erschallen, denn meine Feinde verfolgen und mißhandeln mich heftig, grausam — unerbittlich. Dieses Weib — hier — verläumdete. Sie will mich quälen und verderben. Sie sagt, ich sei die Lüge, ihre Schwester. Ich kenne keine Schwester, so nennen mich die Bösen, die wahrhaft Schlechten. In Wirklichkeit bin ich die Wahrheit. Aber dieses schändliche Weib,

welches sich anmaßend und gleißnerisch Wahrheit nannte, ist die Lüge selbst. Die Lüge, welche die Menschheit betrügt und zu Grunde richtet. Das Edle, Schöne, Reine bewirft sie mit Kot, sie zerrt es in den Schmutz und entwertet es. Die Weltseele soll unsere gemeinsame Mutter sein, sagt die häßliche Erzlügnerin? Ich aber sage Dir, ich — die Wahrheit, die nur einen Erzeuger kennt und keine Mutter, einen himmlischen Vater, dessen Wort die Wahrheit ist, ich — ich bin seine Tochter und wer mir glaubet, der ist in der Wahrheit und die Wahrheit ist in ihm. Ich, Erdensohn, ich bin nur ein Scheinwesen, ein Schatten, ein schwacher Abglanz himmlischen Lichtes, eine Allegorie des Glaubens, der die Welt überwindet, und wenn Du diese Lehre nicht zurückweist, so wirst Du die Krone des Lebens bekommen.

Jenes Weib, welches tödtliches Gift im Herzen und süße Worte im Munde führt, nennt sich eine Tochter der Weltseele? Was ist ihre Mutter? Unter welchem Namen, in welcher Gestalt hat sie sich dir offenbart? Zeitgeist ist ein Wort, welches Du gewiß häufig gehört hast, Erdensohn? Zeitgeist und Weltseele ist eins. Also siehst Du in ihr eine Ausgeburt des Zeitgeistes und nicht die Wahrheit, wie sie sich genannt wissen will. Doch laß Dich nicht täuschen. Der Zeitgeist hat immer und besonders jetzt mit meinem himmlischen Vater, dessen Kinder wir alle sind, Du und ich und alle die übrigen Menschen — mit meinem ewigen Vater und seinem Sohne und mit seiner göttlichen Lehre hat der Zeitgeist und seine Tochter, die Lüge im Bunde mit Zweifel und Zwietracht, gehadert und gestritten, so lange die Erde besteht. Die Lüge, des Zeitgeistes liebste Tochter, will unserem Glauben den gewissen Sieg entreißen, den Sieg, der die Welt überwinden wird.

Doch eher werden Himmel und Erde untergehen, als daß die Lüge, welche sich zur Wahrheit gemacht hat, triumphieren soll. Es wird die Stunde kommen, wo die Mutter sich lossagen wird von ihrer Tochter, wo der Zeitgeist die Lüge verdammen wird. Glaube mir, so will ich Dir die Krone des Lebens geben.

Pannosius hört von oben eine glodenhelle Stimme Amen' rufen, er wendet seine Blicke hinauf, sieht aber nur weißen Nebel aufsteigen; gleich darauf wiederholt eine leisere Stimme daselbe Amen' — und noch einmal hört er wie zaghaftes Stöhnen, Amen, Amen — Amen., **Pannosius** richtet sich auf, mit geschlossenen Augen fragt er die Erscheinungen.

Nach Euren Worten weiß ich nicht, wer von Euch beiden Lüge, wer Wahrheit ist. Ach Gott — wären diese fürchterlichen Minuten doch endlich vorüber. Die Vision verschwindet, die Gestalten lösen sich in Dunst auf; Pannosius ist wieder allein — in Gedanken natürlich. Er legt sich wieder hin, und die Hallucination befällt ihn auf's neue. Eine Musik — ganz nah seinem Ohr — zuerst leise, wie fernes Orgelspiel, dann lauter und immer näher herankommend, triumphierend, überzeugend, hinreißend. Es ist die Hoffnung.

Die **Hoffnung** spricht zu ihm. Mensch, Mensch, armes Menschenkind, Lüge und Wahrheit befehlen sich untereinander und — Du kannst sie nicht erkennen? Erkennst Du sie nicht an den! Waffen, die, sie gegeneinander führen? Die Häßliche, welche sich zuerst Wahrheit nannte und dann als freche Lügnerin entlarvt wurde, nennt mich eine falsche, trügliche, nichtige Hoffnung. Armes Menschenkind, kannst Du ohne mich, ohne Hoffnung leben? Kannst Du ohne Speise, ohne Trank Hunger und Durst Trotz bieten ohne zu verschmachten — zu verderben — sterben —?

Pannosius richtet sich auf; er ist totenbleich und halb besinnungslos murmelt er. Wasser, Wasser — ich komme um — ich ersticke. Hoffnung? — Was hoffen —? Hinweg.

Die **Erscheinung** fährt fort. Deine Seele müßte verschmachten — verderben — sterben, wenn nicht ich —

die Hoffnung — Dich trösten würde auf eine schönere Zukunft, auf ewiges Leben ohne Qual und Leiden. Ewiges Leben, Seligkeit, leere Worte sind es nicht, was meine schöne Schwester Dir versprochen hat, wenn Du ihr glauben willst. Denke an Deinen leiblichen Vater, gedenke Deiner Mutter —

Pannosius aufschreiend. O Mutter, Mutter —

Die **Hoffnung**. Gedenke derer, die Du lieb gehabt hast auf Erden und die jetzt nichts sind, da sie zu Staub und Asche geworden. Glaube an das Kreuz auf den Gräbern der Toten. Ich habe es dort aufgepflanzt zum Zeichen der Erlösung, damit es schütze vor Verzweiflung.

Sollte die Weltseele dieses Wunderwerk der Natur mit seinen vielen Sonnen, Monden und Sternen, mit all' seiner Größe und Pracht errichtet haben, um die armen Menschen nur zu betrügen, zu belügen und zur Verzweiflung zu bringen? Kann ich sie retten, wenn sie erkannt haben, daß diese prächtige Schale einen hohlen Kern birgt?

Nein, armes Menschenkind, dieses Leben ist nur ein Traum, ein flüchtiger Traum — und wenn Du der Lüge glaubst, so giebt es für Dich kein Erwachen, nur ewiger Schlaf und Tod — und weiter nichts.

Glaubst Du aber der Wahrheit, welche Dir die Krone der Lebens verspricht, und glaubst Du der Hoffnung, so werden sie Dir die Krone des ewigen Lebens, der ewigen Seligkeit geben und Du — wirst glücklich sein, armes Menschenkind.“

Pannosius sieht sich um, die Hoffnung hat ihn verlassen. Wahrheit und Lüge stehen allein vor ihm. Die Wahrheit entfernt sich mit Tränen in den Augen, mit einem Blick der Verzweiflung. Die Lüge hat gesiegt. Pannosius steht auf, er ist still und ruhig. Fort sind die Schatten, fort. Aber wenn

es mehr als erregte Nerven, Fieberwahn —? Es werden Schritte vor der Eingangstür laut, Pannosius wird unruhig und horcht. Der Henker kommt. Ach, der Wurm, der gräßliche Wurm. Es wird geklopft. Bitte herein.

Achte Scene.

Pannosius. Der Diener des Grafen Palfsy.

Der Diener *frech*. Sind Sie der Herr Blumental?

Pannosius. Ganz recht, und Sie sind wohl der Herr Graf Palfsy-Szegedin?

Der Diener *stottert*. Ich — ich — a — a — a — a — ich bin des Herrn Grafen —

Pannosius. Es freut mich sehr. Sagen Sie mir, bitte, in welchem Jahrhundert wir leben?

Der Diener. Sein Diener.

Pannosius. Sie wollen mein Sekundant sein?

Der Diener. Der Herr Graf lassen — den Herrn Blumental hinten. Die Equipage des Grafen Leutenberg wartet vor der Tür, und der Herr Graf wartet auch.

Pannosius. Schön, schön. Danke, ich bin bereit. Lächerliche Komödie. Er überfliegt noch mit einem Blick das Zimmer, dann nimmt er Mantel und Hut. Bitte, wir wollen nicht auf uns warten lassen. Gehen beide, der Diener voran, Pannosius unsicher folgend, ab. Man hört nach einer Weile das Räderrollen eines sich schnell entfernenden Wagens, dann wird es still. Doch später hört man von der entgegengesetzten Seite der Straße wieder Wagengerassel, und ein Fiaker hält vor dem Hause. Bald darauf kommt die Gräfin Leutenberg in größter Kopflosigkeit und Aufregung hereingestürzt.

Neunte Scene.

Hildegard allein.

Hildegard. Alfred, Alf — reißt die Tür in's Nebenzimmer auf. Alfred, zu spät. Rosa Benedetti und Adam kommen.

Zehnte Scene.

Hildegard. **Rosa** **Benedetti.** **Adam.**

Rosa zum Alten. Wer ist diese Dame — ?

Adam flüsternd. Das wird das Frauenzimmer sein, die Gräfin. Sich im Zimmer umsehend. Und der Herr Bräutigam ist schon fort, über alle Berge.

Rosa auf die Gräfin zutretend und die Hand auf ihre Schulter legend; jene mit dem Rücken zu ihr. Könnten Sie mir nicht sagen, was hier passiert ist?

Hildegard erblickt die vor ihr stehende Benedetti und fährt erschrocken zurück. Mit welchem Recht — wer sind Sie?

Rosa. Fassen Sie sich, Madame. Ich werde wohl als Braut ein nicht geringeres Recht besitzen —

Die Gräfin fassungslos. Ja, Sie — die Braut. So helfen Sie doch. Sie bricht in Tränen aus.

Rosa. Hilde in ihre Arme ziehend und stützend. Fassen Sie sich, Frau Gräfin. So ist uns wenig geholfen, sogar im Gegentheil — geschadet. Beruhigen Sie sich. Wollen wir so ruhig als möglich überlegen. Ich weiß alles, haben Sie Vertrauen zu mir. Adam.

Adam. Fräulein befehlen — ?

Rosa. Nimm mir das Kape ab. Adam tut es. Danke. Ruhe, Frau Gräfin, mehr Würde und Fassung.

Die Gräfin. Ruhe, Ruhe — ? Sie verstehen nicht. In dem Augenblick, wo wir hier stehen und jammern, liegt er womöglich schon mit durchbohrter Brust —

Rosa erlebend. Himmel, nicht möglich. So ist es doch ernst — ?

Die Gräfin schluchzend. Alfred, Alfred —

Rosa aufhorchend. Also doch seine Geliebte. Ich dachte, es wär' Verläumdung.

Hildegard. Ich habe es gehört, Fräulein Benedetti. Geliebte —? Ist es eine Schande von einem solchen Manne geliebt zu sein? Es ist mein größter Stolz. Ihr Spott erniedrigt mich durchaus nicht.

Rosa. Fern sei es von mir, Sie jetzt noch verspotten zu wollen. Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren. Jede Minute ist kostbar. Alter — hörst Du nicht? Schlafmütze, mach Dich auf die Beine und lauf, was Du nur laufen kannst. Besorg' einen Fiaker, schnell. Gräfin, Sie gehen jetzt nach Hause. Ehe die Herren zurückkehren, müssen Sie fort sein. Ihr Betragen könnte gewißlich mißdeutet werden. Die Thür aufreißend und dem Alten nachrufend Adam, Adam — zwei Fiaker — zwei — Nach längerem Schweigen. Wie kamen Sie, Frau Gräfin, zu dieser ungewöhnlichen Stunde in seine Wohnung? Ich besitze eigentlich kein Recht —

Die **Gräfin.** Ich erfuhr von der Forderung meines Mannes und hoffte zu vereiteln. Es war aber spät geworden. Zu Hause fand ich nur noch die versiegelten Briefe und Dokumente meines Gemahls vor, und als ich hierher zurückkehrte — jetzt — ich dachte ihn noch vorzufinden — da war's erst recht zu spät. Keine lebende Seele hier und — da dachte ich — ich weiß nicht — Sie bricht wieder in Tränen aus.

Rosa. Um Gotteswillen, sagen Sie schnell, wo findet das Duell statt —?

Hildegard. Ich weiß es nicht.

Rosa. Und die Sekundanten —?

Hildegard. Ach, auch nicht.

Rosa. Aber haben Sie nicht gesehen, wer Ihren Mann abgeholt hat?

Hildegard. Ich war nicht zu Hause.

Rosa. Um Gotteswillen, reden Sie deutlicher.

Hildegard. Ich weiß nichts.

Rosa. Alles umsonst.

Hildegard. Nach einer Weile. Der Kartellträger meines Mannes war ein gewisser Dr. Walter. Vielleicht wußte seine Frau —?

Rosa. Doktor Walter? Wohl schwerlich. Wenn's ernst ist, so sind wir Frauen gewöhnlich die dümmsten. Aber ich will es versuchen, wo wohnt der Doktor —?

Hildegard. Ja, das weiß ich nicht.

Rosa. Da haben wir's. Es entsteht eine Pause. Beide schweigen. Die Gräfin wirft hin und wieder scheue Blicke auf die Schauspielerin, dann sagt sie mit kaum hörbarer Stimme.

Die Gräfin. Sie müssen mich wohl sehr hassen, Fräulein Benedetti?

Rosa. Warum sollte ich hassen, wo Bedauern am Platz ist?

Hildegard. Können Sie mir verzeihen?

Rosa streng. Weder besitze ich das Recht Ihnen, Frau Gräfin, zu zürnen, noch zu verzeihen. Sie müssen Verzeihung bei Ihrem Manne suchen.

Hildegard stehend. Seien Sie nicht hart. Erschweren Sie es mir nicht —

Rosa streng. Frau Gräfin, begehen Sie keine weiteren Torheiten.

Hildegard. Wer fragt nach mildernden Gründen, wenn er ein Verdammungsurteil fällen kann? Ich würde es nicht überleben.

Rosa in gesteigertem Unruhe. Frau Gräfin —

Adam stürzt atemlos herein. Fräuleinchen, die Fiaker sind da.

Elfte Scene.

Die Scene wird wieder eröffnet und — **Gräfin Hildegard** sitzt noch immer auf demselben Platz und in derselben Stellung wie vorhin. Die Thür wird hastig aufgerissen, in der Thür steht **Pannosius** totenbleich, das Haar hängt wirr in die Stirn; er ist im Mantel, aber ohne Kopfbedeckung. Zuerst steht er unschlüssig. Hildegard's Brust entringt sich ein kurzer, dumpfer Schrei, sie stürzt auf ihn zu. Sie fallen sich in die Arme — — — — —

Zwölfte Scene.

Und noch zum dritten Mal wird die Scene eröffnet. **Pannosius** im Lehnsessel. **Hildegard** auf der Ottomane.

Pannosius. Ich hätte es wissen müssen. Wie durfte ich mich widersetzen? Meinen Charakter kannte ich in seiner ganzen Erbärmlichkeit — und ich mußte es voraussehen? Ja, ich habe es gewußt, aber — muß ich denn wirklich glauben, daß es einen unsichtbaren Willen giebt, welcher höher als unsere Vernunft und mächtiger als unser schwach-sinniger Eigenwille ist? So muß ich glauben und verzweifeln.

Hildegard. Alfred, höre auf.

Pannosius mit müder Stimme. Ich fühlte es, ich sah es voraus, daß ich mir Vorwürfe machen würde, nachdem nichts mehr zu ändern ist. Das wußte ich, ja — das wußte ich, das wußte ich —

Hildegard. Lassen wir es so gut sein, Alfred. Was haben wir Schlechtes getan?

Pannosius. Seine Lippen verzerren sich zu einem Lächeln. Da das Schlechte Dir als schlecht fremd ist, wie vermagst Du dann das Gute als gut zu schätzen?

Hildegard. Warum mußte er sich zwischen —

Pannosius. Bitte, laß mich. Hörst Du? Weiter keine Worte, sie erniedrigen Dich. Sprich es noch einmal aus, und wir sind —

Hildegard. Alfred —

Pannosius. Ich kann dein Liebster nicht sein. Oder willst Du? — *Sich aufrichtend.* Wagst Du es?

Hildegard *flüchtig.* Besinne Dich, Alfred. Was Du getan hast, gebot die Nothwehr.

Pannosius, er zischt es heiser dicht an ihrem Ohr. Und das andere wohl auch aus Nothwehr?

Hildegard. Wie sollten wir — wildes, tränenloses Schluchzen erschütterte ihren ganzen Körper.

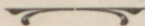
Pannosius. Halt ein, Hilde. Bedenke, wie gemein — wie schamlos es war, was wir getan haben. Wen hatte ich ermordet? Einen Einbrecher, einen Straßenräuber? Oder war es vielleicht gar Dein Gemahl? Diesen Mord zwang mir keine Nothwehr auf Was haben wir getan? Er liegt in seinem Hause einsam sterbend verraten und verkauft von seinem Weibe von allen Freunden verlassen ohne Rettung ohne Trost. Im letzten Kampfe um's Leben zucken seine Glieder widerstrebend lösen sie sich von der süßen Lebenswärme Und wir? Wir glühten Leib an Leib in tierischer Lust wollüstig zusammenschauernd Hildegard weint Du findest Tränen, Dir ist wohl Und das nennen wir Liebe. Rechtfertige uns doch, Geliebte. Wasch' mich rein vom Blute Deines Mannes ich ersticke
Rosa Benedetti tritt eilig in's Zimmer.

Dreizehnte Scene.

Die Vorigen. Rosa Benedetti. *Freudige Überraschung paart sich im seltsamen Wechselspiel mit peinlichem Unwillen in Rosas Zügen.*

Pannosius richtet sich auf, will ihr entgegen — streckt die Arme sehnsüchtig nach ihr aus und flüstert. **Mein Sonnenstrahl** — dann fällt er ohnmächtig zurück und gleitet an einer Sessellehne hinab auf die Diele.

Die **Irrlichter** sind erloschen,
es ist finster in seinem Geist.



Sie sind eine kleine Zeit erhaben, und werden zu nichts und unterdrückt und ganz und gar ausgetilget werden; und, wie die erste Blüte an den Ähren, werden sie abgeschlagen werden.

Ist es nicht also? Wohlan, wer will mich Lügen strafen, und bewähren, daß meine Rede nichts sei? Das Buch Hiob.

Menschen,

die es noch sind, und solche, die es einmal gewesen waren.

Blumental-Pannosius, ein Irresinniger.

Rosa Benedetti, Hoffchauspielerin.

Der Vorsteher einer Irrenanstalt.

Ein Irrenarzt.

Eine junge Patientin.

Ein Krankenbesuch (alter Herr).

Einige Wärter und eine Wärterin.

Ort der Handlung: Die Umgegend von Wien, im Empfangszimmer einer Irrenanstalt.

Zeit der Handlung: mehrere Wochen nach dem Duell zwischen Leutenberg und Pannosius.

„Fränzchen, trotz dem Warnungswort,
Sprang zur sumpfigen Wiese fort,
Ziel hinein bis an das Ohr
In den bösen, gift'gen Moor.

Frosch und Kröte lachten laut,
Riefen: „Kinder, kommt und schaut!
Seht, wie's heut und immer geht,
Wenn man guten Rat verschmäht.“

Aus Hermann Reblers Zeitfaden.

Epilog.

Im Empfangszimmer einer Irrenanstalt.

Erste Scene.

Der **Vorsteher** der Anstalt, rechts vor einem Bureau sitzend, ein wenig weiter nach links — eine **junge Patientin** im Gespräch mit einem elegant gekleideten **äktlichen Herrn**; es scheint der Freiherr von Baundorf zu sein, sein Satyrgeſicht trägt einen ernſten, tieſtraurigen Ausdruck, ein **junger Arzt** ſteht neben dem Sefſel der Kranken, und links bei der Thür ſteht eine **Wärterin**.

Der **alte Herr**. Mein Goldkündchen, Du mußt Geduld haben. So ſchnell geht es doch nicht. Der Doktor iſt kein Hexenmeiſter. Nicht wahr, Herr Doktor?

Der **Arzt**. Ganz recht. Erſt geſtern erhielt ich von Ihrem Herrn Bräutigam einen offenen Brief. Er erkundigt ſich nach Ihrem Befinden und — bittet mich nichts zu übereilen. Er macht mich verantwortlich für jede Verſchlimmerung in Ihrem Zuſtande, und ſei es auch das Geringſte. Wie Sie wohl begreifen werden, müßte ich mit meinem Gewiſſen in argen Konflikt geraten —

Die **Kranke**. Bah — was iſt das Gewiſſen eines Mannes? Es ſieht wohl einem Schwamm ähnlich?

Der **Arzt**. Wie Sie wohl ſelbſt ſchon fühlen, kann auch ich als Arzt ſagen, daß Ihr Zuſtand ſich bedeutend gebefſert hat. Wenn Sie nur mehr Geduld haben würden —

Die Kranke. Ich glaube Ihnen nicht. Sie alle wollen mich betrügen. Ja, ja — Sie unterschlagen meine Briefe. Ganz gewiß. Kolf hat mir früher immer zweimal wöchentlich geschrieben. Nein, nein, nein. Sie lügen. Ich glaube Ihnen nicht. Und dann — was sollte mir wohl fehlen, bin ich denn nicht gesund? Daß ich hin und wieder von nervösen Kopfschmerzen geplagt werde, hindert mich durchaus nicht, aus dieser schrecklichen Höhle fortzukommen. Und Du auch, Papa — es ist sehr häßlich von Dir.

Freiherr von Zaundorf. Aber, liebes Kind, wenn der Arzt es nicht gestattet, nicht für ratsam hält? Wir müssen uns gedulden. Du hörtest übrigens soeben, daß es jetzt schon bedeutend besser sein soll, und das freut uns alle sehr.

Die Kranke auf den Arzt weisend. Ach, dem glaube ich kein Wort mehr, und Du scheinst mir auch nicht mehr reinen Wein einzuschenken. Kolf wird Dir gewiß Aufträge an mich gegeben haben. Du verschweigst es aber, Papa. Warst ja immer dagegen und wünschtest, ich soll den garstigen Priischwitz heiraten. Wie könnt Ihr so herzlos sein?

Der Arzt dem alten Freiherrn zustühernd. Für heute ist es genug.

Der Freiherr. Ja. Rudolf hat mir wohl die herzlichsten Grüße an sein teures Herzblättchen aufgetragen, und er meint, daß von einer Hochzeit früher keine Rede sein könne, als bis Du vollständig hergestellt bist. Es kann ja nur — höchstens — einige Wochen noch dauern. Also Geduld, mein Goldkindchen. Übermorgen bin ich wieder bei Dir, bis dahin —

Die Kranke auftreischend. Und Rudolf bringst Du mit, Papa, Papa — und wenn er nicht kommt, sage ihm, daß ich mich an ihm rächen werde.

von Zaundorf besänftigend. Aber, liebes Kind, er hat doch seinen Dienst, es sind viele Pflichten zu erfüllen. Sobald er sich freimachen kann, wird er gewiß herzlich gern kommen. Habe nur Geduld, mein Goldkindchen. Lebe wohl.

Die Kranke. Geduld, Geduld — Papa, wenn man mir hier mit glühenden Zangen das Herz aus der Brust reißen wird, würdest Du immer noch Geduld, Geduld vorpredigen. Geh, Du bist ein Rabenvater. Ihr habt mir das Herz meines Kolf gestohlen. Aber wartet, ich werde an den neuen König von Serbien schreiben und ihn bitten, Rudolf eine Stelle zu verschaffen. Es sollen dort viele Bakanzen sein. Dann spei ich Euch allen in's Gesicht, Ihr Schandbuben.

Der Arzt legt die Hand auf ihre Schulter, die Kranke zuckt leicht zusammen. Fassen Sie sich, gnädiges Fräulein. Aufregung müssen Sie vermeiden. Übermorgen wird Ihr Herr Vater wiederkommen und gewiß bessere Nachrichten bringen.

Der Freiherr von Zaundorf. Lebe wohl, mein Kind. Bereite uns keinen Kummer. Sei meine brave Tochter, mutig und gefaßt — Leb' wohl. Sanft küßt er die Kranke auf die Stirne; darauf entfernt sie sich ruhig mit der Wärterin.

von Zaundorf bekümmert ihr nachblickend. Wer sich das hätte vorstellen können! Sie nehmen mir doch nicht die letzte Hoffnung, Herr Doktor?

Der Arzt. Nein, durchaus nicht. Obgleich ich Ihnen für die nächste Zukunft nichts Sicheres versprechen kann, so hoffe ich doch bestimmt, wenn auch erst nach Monaten, eine völlige Heilung zu erzielen. Aber es könnte doch möglich sein, daß zur Förderung des Genesungsprozesses eine Veränderung in der Umgebung geschaffen werden müßte.

von Zaundorf. Ich danke Ihnen von Herzen. Aber wird sie die Wahrheit erfahren müssen?

Der Arzt. Nein, das wäre auf keinen Fall ratsam. Sie würde die Erschütterung entweder nicht ertragen oder — sie würde ihr keinen Glauben schenken. Sogar ein natürlicher Tod ihres Bräutigams dürfte nicht vorgebracht werden, Selbstmord aber in keinem Fall.

von Zaundorf. Sie haben recht, ja. Aber hat sie nach dem Kinde nicht gefragt?

Der Arzt. Nein. Das scheint sie sogar vollständig vergessen zu haben. Ihr Gedächtnis hat sich eigentlich in der letzten Zeit merklich geschwächt, doch — Sie können mir glauben, daß es durchaus nicht besorgniserregend ist — im Gegenteil — vielleicht —

von Zaundorf. Meinen besten Dank, Herr Doktor. Nun habe ich Sie so lange aufgehalten. Es ist Zeit, daß ich mich empfehle.

Der Arzt. Aber ich bitte Sie, Herr Freiherr —

von Zaundorf sich verabschiedend. Also bis übermorgen —

Der Arzt. Ja, ich werde Ihnen die Stunde mitteilen, Herr Freiherr. Ihre Adresse ist doch dieselbe?

von Zaundorf. Ja, ja — bitte, wenn Sie so freundlich sein würden. Er verabschiedet sich vom Anstaltsvorsteher. Meinen besten Dank, Herr —

Der Vorsteher. Keine Ursache, Herr Freiherr.
Freiherr von Zaundorf ab.

Der Arzt. Am meisten interessiert mich augenblicklich der Patient Numro zwölf. Gestern habe ich ihn in der Nacht beobachtet. Zuerst war es mäuschenstill in der Zelle, aber dann hörte ich ihn plötzlich laut lachen. Es klang sehr sonderbar, heiter und natürlich, dann war er

wieder still. Als ich fortgehen wollte hörte ich ihn deutlich sagen:

Ist ein Dichter der, der Verse macht, —
Und ein Komiker der, den jeder belacht?

Was meinen Sie, Herr Kollege? Wie verhalten Sie sich zu Numro zwölf?

Der **Vorsteher** ihm flüchtig zunickend. Sofort. Zum eintretenden Wärter. Ist jemand noch im Wartezimmer?

Wärter. Zwei Herrn und eine Dame, Herr Direktor.

Der **Vorsteher.** Die Dame zuerst. Geben Sie die Karten her. „Bernhard Sturz, vereidigter Rechtsanwalt“ — kann warten. Herr Kollege, Sturz erkundigt sich wohl nach Numero vier. Was meinen Sie dazu?

Der **Arzt.** Unmöglich heute. Starkes Fieber in der Nacht, jetzt vollständige Erschöpfung. Vielleicht morgen. Zustand — wenig besorgniserregend.

Der **Vorsteher** zum Wärter. Also Sie melden Herrn Sturz, was Sie soeben gehört. Der Wärter will gehen. Nein, warten. „Hellmut Gimpel“ — Herr Kollege, ein gewisser Gimpel wünscht mit Numro zwölf eine Unterredung. Das geht wohl kaum?

Der **Arzt.** Auf keinen Fall, natürlich. Darf nach einer Woche wieder nachfragen.

Der **Vorsteher** zum Wärter. Sie haben gehört?

Wärter. Sehr wol, Herr Direktor.

Der **Vorsteher.** „Kosa Benedetti, kaiserlich-königliche Hofschauspielerin“ — ah, auch zu Numro zwölf gekommen. Bitten Sie das Fräulein Benedetti herein. Der Wärter ab. Sie meinten, Herr Kollege, den Fall mit dem Schauspieler, mit dem Blumental Pannosius? Nach meiner Ansicht ist dort sehr, sehr wenig Aussicht vorhanden. Aber es ist ein höchst interessanter Fall, läßt sich viel Neues und Bemerkenswertes beobachten.

Zweite Scene.

Die Vorigen. Der Wärter. Eine schwarzgekleidete, tiefverschleierte Dame tritt ein; sie schlägt den Schleier zurück: ein schmales, blaßes, vergrüntes Gesicht, die schönen Augen sind rot umrändert, — es ist — **Rosa Benedetti.**

Der Vorsteher sich vom Stuhl erhebend und sich leicht verneigend. Fräulein Benedetti, es freut uns sehr — ich bitte um Entschuldigung — es freut uns sehr, soweit als unsere traurige Pflicht uns Freude zu empfinden gestattet.

Rosa. Ich will Sie, Herr Direktor, bitten —

Der Vorsteher. Aber bitte nehmen Sie gefälligst Platz. Dieser traurige Fall hat uns alle auf's Tiefste erschüttert. Sie wollten den Kranken sehen?

Rosa. Lieber Herr Doktor, wenn es möglich wäre —

Der Vorsteher. Gleich. Aber bitte setzen Sie sich doch, Fräulein Benedetti. Er wechselt mit dem Irrenarzte einige Worte. Ja, es ist wohl möglich und könnte sogar für den Kranken vorteilhaft sein. Darf ich Ihnen hier meinen Kollegen vorstellen? Herr Doktor Helgers.

Rosa. Sehr angenehm.

Der Vorsteher. Mein Kollege hier, behandelt augenblicklich Herrn Blumental.

Rosa zum jungen Arzt. Herr Doktor, glauben Sie, daß Hoffnung vorhanden ist, oder sollte er —

Der Arzt ausweichend. Das, mein Fräulein, läßt sich schwer beurteilen. Eine Möglichkeit ist, ja nicht ausgeschlossen, aber — aber es wird sich bald, sehr bald sogar entscheiden müssen. Ich habe eine Bitte an Sie zu richten, Fräulein Benedetti. Es handelt sich um die unvollendeten Schriften Blumentals. Sie werden verstehen, daß dieselben für uns von nicht geringer Bedeutung sind.

Vielleicht ließe sich dort die Lösung verschiedener bedeutungsvoller Rätsel finden.

Rosa. Ja natürlich, ich verstehe.

Der Vorsteher. Ja, Fräulein Benedetti, der Nachlaß, der schriftliche Nachlaß könnte einiges Licht auf die räthelhafte Manie dieses phänomenalen Kranken werfen.

Rosa. Morgen bringe ich Ihnen die Manuskripte, Herr Direktor. Es ist ein tüchtiger Stoß, die Handschrift recht unleserlich. Ich habe geblättert, aber leider keinen Zusammenhang finden können.

Der Vorsteher zum Wärter. Gehen Sie zu Nummer zwölf und führen Sie den Kranken hierher. Sagen Sie ihm, eine junge Dame sei gekommen und wünsche ihn zu sehen. Beachten Sie aber dabei aufmerksam die Bewegungen und vor allen Dingen den Gesichtsausdruck. Herr Kollege, am besten würde es sein, wenn Sie selbst gingen. **Der Wärter und der Irrenarzt ab.** Ja, mein liebes Fräulein, ich kann Ihnen nur wiederholen: was möglich sein wird, soll nicht versäumt werden. Aber ich glaube, daß alles vergeblich sein wird. Als Sie das letzte Mal hier waren, sagte er, nachdem Sie fortgegangen: „Tote können nicht wiederauferstehn“ — und ich fürchte, er hat recht.

Rosa. Sie sagen, daß er für diese Welt schon ein Abgeschiedener sei?

Der Vorsteher. Fassen Sie sich, Fräulein. Es ist vielleicht besser so. Sie baten mich, vor Ihnen nichts zu verbergen. Ich kann Ihnen natürlich nicht die letzte Hoffnung nehmen. Ein böshaftes Lächeln huscht über sein Gesicht. Es könnte doch noch möglich sein, kein Ding ist vor Gott unmöglich. Den armen Lazarus hat er auch von den Toten auferweckt. Doch heutzutage, sagt man, geschehen keine Wunder mehr, weil die Menschheit den guten Glauben verloren hat.

Dritte Scene.

Die Vorigen. Der Arzt. Pannosius. Der Wärter.

Pannosius sehr bleich und hager, die Augen glanzlos und starr. Eine junge Dame? Ist es Inga, die Tyrannentochter?

Der Arzt. Inga ist es nicht, Inga existiert nur in Deiner Phantasie. Fräulein Rosa Benedetti ist es aber, begrüße Dich mit ihr. Er schiebt den Kranken näher zur Benedetti.

Pannosius. Nein, Du bist Hildegard. Meine Hilde, mein — Dämon. Weißt Du noch, weißt Du noch, weißt Du es noch, Hilde, wie wir in jener Nacht — gleich nach dem Duell — wie die Seele Deines armen Ehegatten, mit schmucken Hörnern geziert, in's Jenseits entfloh? Dreifacher Mord — abscheulich — hinweg.

Weib, Weib, was hast Du aus mir gemacht?

Rosa. Aber lieber Alfred, Hildegard — die Gräfin Leutenberg ist ja tot. Deine Hilde lebt nicht mehr.

Pannosius schweigt darauf und sieht sie scheu von der Seite an, dann sagt er mit dumpfer Stimme. Abbadon lügt, Abbadon spricht nie die Wahrheit.

Rosa. Alfred kennst Du Deine Rosa, Rosa Benedetti?

Pannosius. Eine Rosa Benedetti habe ich einst gekannt, doch ist es sehr, sehr lange her. Vor mehreren Jahrhunderten in Wien. Rosa Benedetti? Jawol, eine Schauspielerin dieses Namens kannte ich. Eine reine Unschuld war sie gerade nicht, aber eine goldene Seele.

Rosa. Alfred, Alfred —

Pannosius. Gott sei meiner Seele gnädig. Er stürzt vor ihr in die Kniee. Inga, mächtige Tochter des allmächtigen Weltbeherrschers, lindere meine qualvollen Schmerzen, gieb mir meine Freiheit wieder, laß mich doch endlich in meine Heimat zurückkehren. Für Euch bin ich doch nur ein

Schatten aus dem Grabe. Was hat Uran in Eurer neuen Welt zu suchen? Schicke mich Verirrten doch endlich wieder heim zu dem Jahrhundert, in dem ich geboren. Schicke mich heim zu meinem lieben, guten Mütterlein. Bei Euch kann ich nicht leben: ich bin alt, und Ihr seid neu. Erhöre meine Bitte, lege ein gutes Wort für mich bei Deinem allmächtigen Vater ein. Gnade, Gnade, habt Erbarmen.

Der Arzt *ihn aufrüttelnd*. Steh auf und vergiß nicht, wer Du bist, und wo Du bist.

Der **Vorsteher** *streng*. Wer bist Du?

Pannosius. Du fragst, wer ich bin? Apollyon, Du —? Du würdest wohl sagen, ich sei ein gewöhnlicher Mensch, der nicht die Kraft hatte, auf seinen beiden Schultern zu tragen, was ein moderner Übermensch auf seiner Zungenspitze fortträgt?

Der **Vorsteher**. Ist Dir der Name Alfred Blumental bekannt?

Pannosius *lächelnd*. O ja, so hieß ich einst — vor mehreren tausend Jahren.

Der **Vorsteher**. Und jetzt nennst Du Dich wie?

Pannosius. Du fragst es, Du, Apollyon — Du, der Du allwissend sein willst? Er *lacht schneidend auf*. Ich bin ein armer Wurm.

Ich hat' es als kraftloser Mensch nicht verdient

Aus dem Staub in die Wolken zu fliegen,

Und muß in dem Schmutze der Welt

Als gestoß'ner, zertretener Wurm

In schmerzvollen Krümmungen liegen.

Jetzt bin ich ein Bote aus der Vergangenheit, ein Rest, wohl der einzige, wie mir scheint, ein historisches Überbleibsel, eine Ruine aus dem zwanzigsten Jahrhundert. Wenn ich sterbe, wird Apollyon meinen Leichnam in ein

großes Glasgefäß legen und mich in Spiritus aufbewahren, als phänomenale Seltenheit. Du schüttelst zornig das Haupt — oder fühlst Du Mitleid? O, könnte Dein Mitleid töten. Ich habe ja leider so viele Jahrhunderte verschlafen müssen, zur Strafe für meine Vergehen und Irrtümer, und — fürwahr — die Strafe ist noch milde: Ahasverus Los hätte mir nach Verdienst und Würdigkeit zu teil werden müssen. Den Anstaltsvorsteher schein von der Seite anstierend. Der boshafte Apollhon findet eine Freude daran, mich zu belügen und zu quälen. Und den Wurm hat er mir auch geschickt, um mich noch mehr zu plagen. Er will mir auf diese Weise das Geheimnis abzwängen, nein. Flüsternd. Ein Wurm, Jnga, ein gräßlicher Wurm, Jnga, bohrt in meinem Schädel seine Gänge und nährt sich von meinem Gehirn. Tyrann, die ganze Welt voll Bestien liegt jetzt vor Dir im Staube, aber — warte — die Wahrheit wird doch zum Siege kommen. Dann wird der Lügenschlange der Kopf zertreten, so daß sie ihn nicht mehr wird erheben können. Ja, ja — Ein heftiger Husten unterbricht ihn. Sehen Sie, liebe Jnga, wenn der großen Schlange der Kopf zertreten ist, wird meine Qual erst ein Ende finden können, denn — rück näher, bitte, näher — der böse Abbadon könnte es hören, und schlimm würde es mir dann ergehen. Um Gottes Willen, bitte näher, noch näher — so — also höre, Jnga. Wenn der großen Lügenschlange der Kopf zertreten wird und sie niemand mehr vergiften kann, dann ist der große Augenblick für mich gekommen: ich werde von dem gräßlichen Wurme, der hier in meinem Gehirne bohrt und wühlt, befreit werden. Die letzten Worte hat er fast schreitend hervorgestoßen. Hörst Du es, Abbadon? Dann wird ein Mann kommen, derselbe, der mich fast allnächtlich besucht und mir Trost zuspricht, der mich stärkt und mich

aufrichtet, wenn ich verzweifeln will. Besonders der tückische Schlaf bringt mich zur Verzweiflung. Ich weiß, daß Abbadon allabendlich den Schlaf zu mir schickt. Dann kämpfen wir beide, ich und der Schlaf. Noch hat er mich nicht überwinden können, denn ich weiß, daß Abbadon mich im Schlaf berauben will. Er trachtet Tag und Nacht nach meinem Geheimnis. Ich laß es mir aber nicht entreißen, ich werde mich nicht vom Schlaf übermannen lassen. Der gute Mann hilft mir; was wäre ich ohne seine Hilfe? Ihr gehört wohl nicht zu denen, deren Augen bei dem bloßen Namen Jesu aufleuchten? Der Mann wird kommen und wird den fürchterlichen Wurm töten, der an meinem Hirne nagt. Weißt Du, wie der Mann heißt, Abbadon? Was Christus tut, Du darfst es nicht wissen, Berruchter. Aber ihr sage ich es, denn die Tochter darf wissen, was dem ruchlosen Vater verjagt ist. Komm näher zu mir, Inga.

Rosa. O Gott, was redest Du?

Pannosius ergreift ihre Hand und streichelt sie sanft. So recht nah. Der Mann, von dem ich sprach, ist der Heiland selber, Christus mit dem flamenden Sonnenherzen in der Brust. Aber die Strahlen, die von dieser Sonne ausgehen, brennen und quälen nicht, wie das Beißen und Bohren des Wurmes in meinem Schädel. Blöde vor sich hinstachelnd. Wie warm, wie wohligh wird mir, wenn diese Strahlen meinen Geist erleuchten.

Der **Arzt** zum Vorsteher. Wahnsinn ist's, aber es hat doch Methode.

Der **Vorsteher** achselzuckend. Wahnsinn, Wahnsinn, und noch dazu gereimter Wahnsinn. Das ungereimte Zeug ist mir aber bei meinen Kranken viel lieber.

Der Irrenarzt. Aber es hat Methode. Er führt eine bestimmte Rolle durch, ohne Abweichung.

Der Vorsteher. Lieber Kollege, was ist heutzutage ohne Methode?

Der Kranke plötzlich aufschreiend. O Gott, o Gott — wie ist es schwer im Raume ird'scher Bahnen sich durchzuzwängen zur Unsterblichkeit! Pause. O wie das brennt.

Rosa nachdem sie leise mit dem Arzt einige Worte gewechselt. Gedenkst Du lange hier zu bleiben, sehnst Du Dich garnicht zurück nach der Außenwelt — oder — Vergangenheit?

Pannosius. Ach ja, es kommen Minuten und — gehen. Aber die, welche ich einst gekannt habe und die für mich den Inbegriff des Glückes auf Erden bildeten, die sind schon längst — nicht mehr. Sogar ihre Gräber würde ich nicht mehr auffinden können. Übrigens — der böse Mensch, er will mich nicht lassen. Einen scheuen Seitenblick auf den Anstaltsvorsteher werfend. Er meint, solche Menschen, wie ich, seien nicht zur Freiheit geboren.

Rosa. Empfindest Du keine Sehnsucht nach den Menschen, die Dich einst geliebt haben und noch jetzt Deiner in Liebe gedenken?

Pannosius schmerzlich berührt. Ich fürchte sie. Wenn ich länger an sie denke, wird mir so sonderbar — schwer und beklommen zu Mut. Es steigen Schatten vor mir auf, und besonders einen von ihnen fürchte ich. Er war mein bester Freund gewesen, und ich habe ihm seine Freundschaft schlecht vergelten müssen. Er steht vor mir — des Nachts — eine kleine, rote Öffnung in der Brust und — warmes, rotes Blut quillt daraus hervor, es ist die versiegende Lebensquelle. Nein, nein, so mußte es sein. Damals verlangten es die Gesetze so; Blutgesetze waren es, Gesetze der Ehre wurden sie genannt. Solche

barbarische Sitten giebt es jetzt im fünfzigsten Jahrhundert nicht mehr, über diese Vorurtheile sind die Männer eurer aufgeklärten Zeit schon längst hinweggeschritten. Doch was tut's? Ihr geht dafür in sinnloser Gottverachtung noch weiter, als die sogenannten Rationalisten und Materialisten des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts. Ihr ordnet Euch nicht einer unvermeidlichen Riesenkraft unter, Ihr spendet zitternd und zagend blinden Gehorsam der Allmacht des Übermenschen. Sinnlose Verblendung. Mein. Stuchend und hustend unterbricht er. Wenn Christus heute wiederkehren sollte, so würden die Menschen ihn in ein Irrenhaus einsperren.

Rosa. Laß diese Visionen, lieber Alfred. Versuch Dich der Gegenwart zu besinnen. Kennst Du mich?

Pannosius schüttelt den Kopf. Verstelle Dich nicht, Jнга. Preß die Hand an die Schläfe, als ob es ihm Anstrengung kostet, sich zu besinnen. Ja, Du erinnerst mich an ein junges Mädchen, an eine Schauspielerin. Nicht jung gerade, aber auch nicht alt —

Rosa freudig. War es nicht der Sonnenstrahl, welcher allen düsteren Schatten in Deiner Seele heimzuleuchten verstand?

Pannosius geht überrascht zur Seite und wirft wilde Blicke um sich, sein Gesicht hat sich schwach geröthet. Ha, das war Rosa's Stimme. Dreitausend Jahre sind nun schon verstrichen, nicht ein Atom ist geblieben von dem, was vor dreitausend Jahren die Welt erfüllte, und jetzt — höre ich Rosa's Stimme. Ihr Geist muß nah sein. Wie ein Hauch aus dem Grabe umschwebt mich ihr Schatten. Sie will mich an mein Gelöbniß erinnern. Ja, ihre Stimme, Rosa's Stimme war es. Er schleicht wie suchend im Zimmer umher, plötzlich bleibt er vor Rosa Benedetti stehen. Jнга, warst Du es nicht, die mich rief?

Rosa. Ich bin's ja selbst, Alfred.

Der **Vorsteher** näher hinzutretend. Herr Blumental, lassen Sie diese wahnwitzigen Reden; es ist nicht der Widerschein der Wirklichkeit, der in Ihnen da aufblitzt, es ist keine Wahrheit — Phantoma sind's.

Pannosius blickt ihn stolz an und schüttelt den Kopf. Glaubst Du, wuchernder Zöllner, daß die Wahrheit eine Münze sei, die sich in Kleingeld einwechseln ließe, und für welches Du Dir darauf auf dem Weltmarke kostbare Güter erwerben könntest? Oder glaubst Du etwa sogar, daß die Wahrheit eine Lüge sei, mit der sich die Armen und Darbenden abspeisen lassen, die Reichen und Verwöhnten aber sich aus Kurzweil und Übermut damit den Magen verderben? Er preßt die Hand an die Stirn.

Rosa. Alfred —

Pannosius nachdem er Rosa lange angeschaut, wendet sich weg von ihr. Nein, es kann nicht sein. Apollyon will mich betrügen. Und was könnte es mir auch nützen? Tote können nicht auferstehen. Mein tanzender Stern wird seine Bahn bald vollendet haben, zwischen Abgründen und Irrtümern muß er versinken.

Rosa. Alfred, Du wirst leben. Wir werden Beide zusammen leben.

Pannosius wild. Zurück, Weib. Was habe ich mit Dir zu schaffen? Entflieh, mein Atem ist vergiftet. Hildgard hat's getan. Das Gift war süß, aber sehr bitter der Nachgeschmack. Laß doch endlich die Vergangenheit ruhn, der Traum ist ausgeträumt. Es ist höchste Zeit jetzt zu erwachen. Er tritt vor. Hörst mich an, mein letztes Wort. Es ist mein Vermächtnis den kommenden Geschlechtern.

Ich weiß, daß diese Welt, in welche mich die allmächtige Hand eines ungerechten Schicksals verschlagen hat, — daß diese Welt einen solchen Geist, wie der meine,

weder dulden kann, noch darf. Nichts habe ich ihr geben können. Ich war zu schwach, zu nichtig, klein, zu klein. Da wo es eines Titanengeistes bedurft hätte, habe ich eine Pygmäennatur erwiesen. So dachte auch mein armer Herostat, doch nein — wozu das? Meine Worte wiegen schwer, sie wiegen mein ganzes Leben auf. Nicht wie ein lässig quellender Strom kroch mein Leben dahin, nicht wie ein klares Bächlein durch grüne Täler, in seinem Wässerchen schöne Landschaftsbilder wiederpiegelnd; nein, nicht so. Durch eine öde Wildnis, wo selten der Fuß eines Menschen gewandelt, von allen Schrecken einer wilden Natur umgeben, schoß ein reißender Gießbach dahin — in rauhen Felsstücken sein Ziel suchend, um schäumend und rauschend zurückzufallen. Ja, wie eine Sturmflut rissen mich Irrtümer und Zweifel in den Abgrund eines allgewaltigen Nichts. Es war die Krankheit meiner Zeit und mein Verhängnis. Ich will aber nicht untergehen. Hörst Du es, Abbadon? Ich will nicht verlöschen, wie ein tanzender Stern, wie ein flimmerndes Irrlicht. Er erhebt die Rechte wie zum Schwur. Eine Wahrheit will ich verkünden, eine Wahrheit, wie sie die gesamte Menschheit bis auf den heutigen Tag noch nicht vernommen hat. So höret und schaudert.

Gestern in der Nacht. Stockfinster war es um mich her. Ich saß in meiner Zelle und grübelte. Schwere Gedanken quälten mich. Ich dachte: soll mein Leben, wie so viele andere stinkende Wasser, im Sande der Zeitlichkeit spurlos vertrocknen? Mich quälte diese Gewißheit; sie marterte mich so, daß kalter Schweiß auf meiner Stirne perlte, und die Zähne klappernd zusammenschlugen. Kann ich der Menschheit keine Perle bieten, welche für Gegenwart und Nachwelt einen bleibenden Wert hätte? So dachte ich.

Und da ward es plötzlich tageshell in meiner düsteren Zelle, ich blicke auf und vor mir steht — von himmlischem Schimmer umflossen — eine Lichtgestalt. Die wunder-vollen Augen dieses Wesens hatten einen Blick, diesen Blick werde ich nie und nimmer vergessen können, er schnitt mir tief, tief in's Herz bis in die tiefsten Tiefen der Seele hinein. In diesem einzigen Blicke lag das ewige Leid der gesamten Menschheit. Es war Christus, der Heiland der Welt, wie er zu meiner Zeit genannt wurde. Und der Heiland meiner Kindertage stand vor mir, er blickte mich traurig an und sprach: „Warum durch Lügen zu Grunde gehen? Ist es nicht würdiger und schöner, durch die Wahrheit den Tod zu erleiden?“ Und ich: „Laß mich das Licht der Wahrheit schauen, nur einmal, ein einzig Mal — schauen, um darauf ewig zu erblinden. Sollte dieser Wunsch im Angesichte des Todes sich erfüllen?“

„Sei getröstet, mein Sohn, denn Dein Wunsch ist schon längst erfüllt. Er wurde Dir erfüllt, da Du noch ein Mensch warst.“

Solche Worte sprach der Gott meiner Kindertage und — dann entschwand er plötzlich. Wieder wurde es finster, und ich blieb allein mit meinen quälenden Gedanken.

P a u s e.

Schaut also her und merket's Euch: so — so — sah zu meiner Zeit ein moderner Dichter aus. In meiner Zelle liege ich so auf den Knien und — der Kranke kniet vor dem Anstaltsvorsteher — schreie laut:

„Herr, Herr — Meister, hilf uns. Sieh die moderne deutsche Poesie, wie ist sie unrein, schmutzig — und arg besudelt worden. Früher eine himmlisch-reine Jungfrau, die Verkünderin hoher Ideale, stand sie unnahbar und

erhaben über niedrigem Spott und Gemeinheit. Doch jetzt? Jetzt ist sie eine alltägliche Straßendirne geworden. Sie schreitet auf schlüpfrigen Abwegen Arm in Arm mit der erbärmlichsten Erbärmlichkeit, mit ähnlichem Stolze und ähnlicher Erhabenheit, wie sie ehemals durch die höchsten Sphären in ihrer gottgeborenen Größe dahinschwebte. Früher saß sie auf einem Wolkentrone in unmittelbarer Nähe Gottes, ihres Schöpfers, von wo sie reichlich Lebenskraft und Wohlthat den notleidenden Menschen spendete, und jetzt? Jetzt tront sie auf einem Misthaufen. Auf einem stinkenden Misthaufen, der die reine Atmosphäre der Sittlichkeit vergiftet. Und statt mit Lebenskraft und Wohlthat, beschenkt sie die Menschheit mit rohem Cynismus und mit ihren kotigen Lumpen. Einen Fezen nach dem anderen reißt sie sich vom geschändeten Leibe und wirft ihn hier als modernes Drama, dort als moderne Novelle unter die Leute. Sie will nackt sein, splitternackt — und ihre käufliche Schönheit darf nicht länger den Blicken der Menge entzogen werden. Sie will Allgemeingut sein. Mit heiserer Stimme schreit sie:

„Menschen herbei. Seht die nackte Wirklichkeit, die ungeschminkte Wahrheit, nach welcher ihr euch so lange vergeblich gesehnt habt. Ich gehöre euch. Als ich da oben auf den Wolken der Ideale saß, war ich für euch zu hoch. So hoch, daß ihr meinen Wert nicht zu schätzen verstandet; doch jetzt im Schmutze der Alltäglichkeit haben wir unsere gegenseitige Bedeutung erst erkennen können. Menschen, herbei. Meine Reize kosten nicht viel. Früher verlangte ich Verständnis und Achtung vor meiner Tugend, jetzt bin ich billig geworden: ich fordere nur — Beifall. Menschen herbei.“

Und in hellen Haufen kommen sie von allen Seiten

herbeigeströmt, aber es sind lauter Tiermenschen und unter ihnen nicht ein einziger Mensch.

So sah zu meiner Zeit ein moderner Dichter aus. Hier steht er. Seht ihn Euch ordentlich an. Die Grundidee fehlte, nur ein großer Wurm, ein gräßlicher Wurm. Er ersetzt die Grundidee in meinem Schädel. Das nimmer-satte Ungeheuer hat sogar die Grundidee fortgefressen und sich dabei nicht den Magen verdorben. Wunderbar, wunderbar — ha — ha — ha — ha. Sein schrilles Lachen geht in Keuchen über, das Keuchen in trockenen Husten. O der Wurm, er giebt mir keine Ruhe mehr.

O glückliche Tage meiner Kindheit. Wenn mir der Mutter Auge freundlich zugelächelt, so fühlte ich mich reich und stolz in meiner Seligkeit, in meinem Glück. Keine Zweifel, kein Ernst des Lebens, — nur Märchen, Märchen — und ein blinder Kinderglaube. Dann kam der grimme Sturm und segte alles fort: Mutterauge, Märchen und Kinderpiel. Es war ein gold'ner Traum. Seine Gesichtszüge verzerren sich. Als mein Ruhmestern zum ersten Mal am Himmel der Kunst hell leuchtend erstrahlte, da stand mein Untergang schon in den Sternen geschrieben. Als Packträger oder Fuhrmann wäre ich glücklicher geworden. Wieder ein verlorenes Paradies: Mutterauge, Kinderpiel und Ammenmärchen, ihr seid für immer entschunden. Zu Rosa. Inga, Du weinst?

Ende.





3. 12
14/02/17
K.V.

Ar 903
Heydock